

ZS

Zürcher
Studierendenzeitung 6/21

Der Tradition ergeben

Studentenverbindungen früher und heute

Rückblick Zertifikate an Uni und ETH
Stadtideen Anwohner*innen gestalten mit
Pflanzenpoulet Zu Besuch in der Planted-Fabrik



«Die Zukunft von Zürich mitgestalten.»

**Neue Perspektiven
bietet die Stadt auch
als Arbeitgeberin.**

#JobsfürZürich



News

- 4–5 Das erste Semester mit Zertifikat**
Bilanz zur Umsetzung an Uni und ETH
- 6 Relevanz der Gendermedizin**
Das Geschlecht wurde lange unterschätzt
- 7 Stadtrundgang Finanzplatz Zürich**
Eine bankenkritische Führung klärt auf
- 8–9 Uni stellt auf Outlook um**
Wie steht es um unsere Daten?
- 11 Einfluss von Corona auf studentische Leistung**
Zahlen zeigen die Auswirkungen
- 12–13 Gestaltungsprojekt der Stadt**
Anwohner*innen konnten sich einbringen
- 14–15 Ausweis für Sans-Papiers**
Die Züri City Card spaltet die Gemüter

Thema

- 20–21 Historie der Studentenverbindung**
Früher revolutionär – und heute?
- 22–23 Zu Besuch bei den Welfen**
Ein Abend am Verbindungs-Stammtisch
- 24–25 Zukunft einer Tradition**
Ob Zofingia und Co. Bestand haben

Kultur

- 26 Hundewetter**
Erkenntnisreicher Spaziergang
- 27 Antiquariat von Armin Trösch**
Sammler mit Passion für Musik und Bücher
- 29 Queerfreundliche Kulturbar «Gleis»**
Veranstaltungsort an der Zollstrasse
- 30–31 Sexuelle Belästigung im Nachtleben**
Die Stadt will das Problem angehen
- 33 Die Rückkehr des Bubble Teas**
TikTok bringt erneuten Hype
- 36–38 Gepflanzt, nicht gerupft**
Wie entsteht das Planted-Poulet?
- 6 Kurzmeldungen 16 Gedicht**
17 Senf der Redaktion
34 Kolumne von Laura Chresta
34–35 Kulturspalten 39 Comic

Verbindungen — 2009 war die ZS inkognito bei der Studentenverbindung Welfen zu Besuch. Nach über zehn Jahren sind wir wieder ins Verbindungsland gereist. Heute lastet den Studentenverbindungen ein verstaubtes Image an.

Dabei spielten sie in der Geschichte eine bedeutende Rolle auf dem Weg zur Schweizer Bundesverfassung (S. 20 – 21). Doch für Aussenstehende ist rätselhaft, was hinter den Kulissen passiert – wir haben einen Abend mit den Welfen verbracht (S. 22 – 23). Über die Jahre haben die Verbindungen jedoch an Einfluss verloren und sich gewandelt: Ging es früher unter anderem um das Vorzeigen von Männlichkeit wurden teils auch Frauenverbindungen gegründet (S. 24 – 25).

Mit dieser Ausgabe verabschieden wir uns von zwei Redaktorinnen. Von Lisa, die uns viel zu kurz, aber sehr engagiert begleitet hat – merci für deine Mitarbeit! Und von unserer langjährigen Kulturredaktorin und zuletzt Redaktionsleiterin Steffi. In deinem ersten Senf hast du geschrieben, du würdest dir von der ZS eine Familie wünschen. Wir hoffen, wir konnten dir diesen Wunsch erfüllen. Du warst für die ZS eine unglaubliche Stütze in guten wie in schlechten Zeiten. Jedenfalls lassen wir euch beide sehr ungern aus dem Familienhaus ziehen. Tausend Dank und alles Gute!

Für Steffi und Lisa
Carlo, Kai, Leah, Lukas, Sumanie





Die Uni und die ETH bieten Grattests für ungeimpfte Studierende und Mitarbeitende an.

Erstes Semester mit Zertifikat: ein Rückblick

Von mangelnden Kontrollen, einer uneinheitlichen Maskenpflicht, Speichelproben und Zertifikatsgegner*innen in Telegramchats.

Roxane Steiger (Text) und Diego Bolliger (Bild)

Nach drei Semestern Online-Lehre durften die Zürcher Hochschulen im September den Präsenzbetrieb wieder hochfahren. Für die Teilnahme an Präsenzveranstaltungen müssen die Studierenden allerdings ein gültiges Covid-Zertifikat vorweisen. Diese Massnahme wurde zu Beginn des Semesters kontrovers diskutiert. Zudem standen die Hochschulen aufgrund mangelnder Zertifikatskontrollen in der Kritik. Wo stehen die Universitäten im Pandemie-Management heute?

Im September informierte der Bundesrat über die Ausdehnung der Zertifikatspflicht. Den Universitäten überliess er jedoch die Entscheidung über deren Einführung. Die Uni Zürich und die ETH entschieden sich dafür. Der Verzicht auf die Zertifikatspflicht hätte zur Folge gehabt, dass nur noch zwei Drittel der Raumkapazitäten hätten belegt werden können. «So hätte man einen Drittel der Studierenden ausschliessen müssen», erklärt Beat Müller von der Medienstelle der Uni. Ein

grösserer Teil der Studierenden wäre betroffen gewesen als bei der Einführung der 3-G-Regel. An beiden Hochschulen geht man internen Umfragen zufolge davon aus, dass 80 bis 90 Prozent der Studierenden geimpft sind.

Uni und ETH setzen Coronapass ein

In einem Interview mit der NZZ sagte der Uni-Rektor Michael Schaepman, dass sich die Universität eine andere Lösung als die Zertifikatspflicht gewünscht hätte.

Er sei lange davon ausgegangen, dass der Bund einen vollen Präsenzbetrieb ohne Zertifikat, dafür mit Maske zuliesse. Mit den getroffenen Begleitmassnahmen sei aber der Zugang zur Bildung für alle nach wie vor gesichert. Die Studierendenverbände der Uni sowie der ETH begrüsst die Zertifikatspflicht. Auch die Rückmeldungen von Studierenden seien grösstenteils positiv. Allerdings wurde gefordert, dass die Tests kostenlos bleiben. So würde niemand von den Veranstaltungen ausgeschlossen werden.

Dieses Anliegen wurde von den Hochschulen aufgegriffen. Bis Ende Semester können sich Personen ohne Zertifikat kostenlos testen lassen. «An der ETH gibt es PCR-Speicheltests, ein ETH-internes Angebot sowie Antigen-Schnelltests», informiert die Medienstelle der ETH. Bei einem negativen PCR-Test erhält die Person, im Gegensatz zu einem Antigen-Schnelltest, kein offizielles Covid-Zertifikat, aber 72 Stunden lang Zugang zu Lehrveranstaltungen an der ETH. Auch die UZH bietet seit November mit PCR-Speicheltests einen internen Covid-Pass an. Dieser stützt sich auf das kantonale Testregime «Together We Test» ab. «Dabei werden die Speichelproben von mehreren Personen zu einer gepoolten Probe zusammengesetzt, um Laborkapazitäten zu sparen», erklärt Beat Müller.

Rechtliche Anforderungen erfüllt?

Trotz dieser Angebote gibt es Gruppen von Studierenden, die mit den Regelungen unzufrieden ist. Etwas über 1'000 Personen sind Teil von Telegram-Chats wie «Bildung für alle» oder «Zertifikatsfreie Bildung», die sich als Netzwerk von Studierenden gegen die «Diskriminierung und den faktischen Impfpflicht» bezeichnen. Im Oktober klagte ein VWL-Student gegen die Uni Zürich. Sein Rechtsvertreter hat der Universität einen Rekurs gegen die Zertifikatspflicht zukommen lassen, der aktuell der Rekurskommission der Zürcher Hochschulen vorliegt.

Mit der Zertifikatspflicht können die Universitäten von Lockerungen der Massnahmen profitieren: Zum einen dürfen die Hörsäle voll belegt werden und die Maskenpflicht in Lehrveranstaltungen entfällt. Die Uni als auch die ETH belegen ihre Hörsäle zur vollen Kapazität. An der Uni wird das Tragen von Masken weiterhin empfohlen. An der ETH be-

steht in den Hörsälen weiterhin die Maskenpflicht zusätzlich zum Zertifikat. Der VSUZH kritisiert das Entfallen der Maskenpflicht an der Uni in einer Stellungnahme: «Es ist wichtig, dass jeder Person die Möglichkeit geboten wird, in einem sicheren Umfeld den Lehrbetrieb zu besuchen. Das aktuelle Schutzkonzept ist mit der Aufhebung der Maskenpflicht und dem teils zurückhaltenden Kontrollieren der Zertifikate ungenügend.» Auch verschiedene Medien kritisierten im Laufe des Semesters, dass die Kontrollen an den Hochschulen nur punktuell durchgeführt werden. Umstritten war, ob dies mit den Bundesregeln konform sei. Die Medienstelle des Bundesamts für Gesundheit verweist die ZS auf die Covid-19-Verordnung der besonderen Lage. Nur wenn die Kontrolle der Zertifikate «regelmässig

«Es sollen alle in einem sicheren Umfeld studieren können.»

Stellungnahme des VSUZH zur Entfallung der Maskenpflicht an der Uni

und hinreichend» erfolgt, kann die Universität Zürich von einer Lockerung der Massnahmen profitieren. Kontrollen, die «nur durch Stichproben oder in unzureichendem Ausmass» stattfinden, reichen nicht aus. Schliesslich sei der Kanton für die Umsetzung der Schutzkonzepte zuständig. Er muss entscheiden, ob die Schutzkonzepte und Zugangskontrollen der Universitäten den rechtlichen Anforderungen genügen. Sowohl der Kanton Zürich als auch die Hochschulen weisen diese Kritik von sich.

Lob für das Pandemie-Management

«Dem Pandemie-Management der Universitäten kann ein sehr gutes Zeugnis ausgestellt werden», sagt Michael Dischl vom Hochschulamt des Kantons Zürich. «Die Autonomie der Hochschulen hat sich im Umgang mit der COVID-19-Pandemie bewährt.» Somit unterscheidet sich auch das Vorgehen bei den Kontrollen. Die ETH stuft ihre Kontrolle der Zertifikate als «systematisch und regelmässig» ein: «Die

ETH setzt auf Kontrollen durch externe Stewards für grosse Lehrveranstaltungen und Kontrollen durch Dozierende in kleineren Veranstaltungen», erläutert die Medienstelle der ETH. Der Tages-Anzeiger veröffentlichte einen Artikel zu den Kosten der Kontrollen an den Hochschulen. An der ETH kosten sie 60'000 Franken pro Monat, Angaben zu der Anzahl Kontrollen macht sie nicht. An der Uni Zürich sind es 95'000 Franken. An der Zürcher Hochschule der Künste, wo flächendeckende Kontrollen beim Eingang des Universitätsgebäudes stattfinden, kosten die Kontrollen zwischen 100'000 und 160'000 Franken monatlich.

Uni zeigt sich zufrieden

Die Uni Zürich steht hingegen hinter dem Vorgehen: «Das Pandemie-Management setzt dauerhaft Kontrollteams ein, die pro Woche 20'000 Kontrollen von COVID-Zertifikaten durchführen. Zudem weisen sie 2'000 Personen pro Woche auf die Einhaltung der Maskenpflicht in öffentlichen Innenräumen hin.» Auch könnten Dozierenden, Institute und Fakultäten weitere Zertifikatskontrollen durchführen. In den Bibliotheken werden Stichproben- und vereinzelt Einlasskontrollen durchgeführt. Ein Vergleich mit anderen Hochschulen zeigt aber, dass man die Umsetzung auch anders gestalten könnte. An der Universität Basel erfolgt eine Zertifikatsprüfung vor jeder Veranstaltung. Geimpfte und Genesene können zudem einen Hologramm-Kleber beziehen, der auf die Legi geklebt wird, um Kontrollen zu erleichtern. Die Universität Lugano verzichtet vorerst auf die volle Belegung der Hörsäle, da eine systematische Kontrolle schwierig umzusetzen sei.

Wie es im Frühlingsemester weitergeht, hängt von der Weiterentwicklung der Pandemie und den entsprechenden Vorgaben des Bundes ab. Die aktuellen Regeln sowie das kostenlose Testangebot gelten an beiden Hochschulen bis Februar. In der Prüfungsphase werden Prüfungen sowohl online als auch in Präsenzform durchgeführt. Die Uni plant derzeit Massnahmen, damit die Maskenpflicht an den Lernplätzen besser eingehalten wird: «Wir werden in Lautsprecherdurchsagen, auf Bildschirmen, in Mitteilungen auf der UZH Now App sowie der Webseite und in den Kontrollen verstärkt darauf hinweisen.» ◇

Studierende am Limit

Studie — Es sind erschreckende Ergebnisse zu den Studien- und Lebensbedingungen an Schweizer Hochschulen: Gemäss einer Erhebung des Bundesamts für Statistik haben 57 Prozent der Schweizer Studis Schwierigkeiten im Studium, 33 Prozent wegen des Inhalts und 24 Prozent wegen mangelnder Motivation. Dabei sind es insbesondere Studierende der Naturwissenschaften (42 Prozent) sowie der Medizin und Pharmazie (39 Prozent), denen die Inhalte Probleme bereiten. Zudem denken rund 10 Prozent aller Studierenden darüber nach, ihr Studium aufzugeben. Erhoben wurden die Daten im Frühjahr 2020 mittels Online-Fragebogen. [kai]

Finanzielle Sicherheit

Stipendien — An seiner 176. Delegiertenversammlung hat der VSS ein Positionspapier zur Studienfinanzierung und zum Schweizer Stipendienwesen verabschiedet. «Nebst verschiedenen Massnahmen, die auf kantonaler Ebene getroffen werden müssen, braucht es eine schweizweite Harmonisierung des Stipendienwesens, um faire Ausgangsbedingungen für die Studierenden unterschiedlicher Kantone zu schaffen», fordert der Verband in der Medienmitteilung. Im Positionspapier wird unter anderem konkret gefordert, dass der Grundbedarf für Studierende schweizweit mit mindestens 2'325 Franken beziffert werden soll. [mac]

ETH-Rektorin tritt zurück

Wechsel — Die 63-jährige ETH-Rektorin Sarah Springman tritt per Ende Januar zurück. Sie ist seit sieben Jahren als Rektorin im Amt und bereits seit 25 Jahren als ordentliche Professorin für Geotechnik an der ETH Zürich beschäftigt. Daneben hat Springman diverse Lern- und Lehrprojekte der ETH geleitet. Auf sie folgt Günther Dissertori. Der 51-Jährige hat an der Universität Innsbruck Physik studiert und begann im Cern in Genf seine Forscherkarriere. Seit 2007 doziert Dissertori an der ETH als Professor für Teilchenphysik. [kai]

Was du wissen solltest:
Kurzmeldungen für unterwegs.



Wissenslücken mit fatalen Folgen

Frauen werden in der Klinik deutlich häufiger fehldiagnostiziert als Männer. Doch das ist nicht der einzige Grund, wieso Gendermedizin wichtig ist.

Lisa Egger

An der Frauensession im Oktober nahmen 246 Frauen aus allen Regionen der Schweiz während zwei Tagen im Nationalratssaal Platz. Sie stand ganz im Zeichen der Gleichstellung. Nebst einem neuen Sexualstrafrecht und der Revision der Pensionskasse wurde auch ein nationales Forschungsprogramm für die Gendermedizin gefordert. Zahlreiche Studien bilden nämlich einen «Gender Health Gap» ab, ein Komplex an problematischen Unterschieden in Bezug auf das Geschlecht im Gesundheitswesen.

So werden beispielsweise Frauen bei schwerwiegenden Krankheiten seltener intensivmedizinisch behandelt als Männer und frauenspezifische Erkrankungen blieben lange Zeit nahezu unerforscht. Der Forschungsbereich Gendermedizin widmet sich diesen Unterschieden und beachtet dabei das Wechselspiel zwischen Sex und Gender, also dem biologischen Geschlecht und der soziokulturellen Geschlechtsidentität.

Unterschiedliche Symptome

Auch an der Uni ist das Fach seit 2018 vertreten. Ziel ist es, die bestehenden Wissenslücken, die teils fatale Folgen bergen, zu schliessen. «Patient*innen dürfen nicht als Neutrum mit männlichen Zügen behandelt werden», sagte einst Vera Regitz-Zagrosek, Gastprofessorin und Mitglied der Kommission «Sex and Gender in Medicine» an der Uni Zürich.

Auf ihrem Fachgebiet, der Kardiologie, erwies sich die Gendermedizin als unerlässlich. Denn beim Herzinfarkt, der häufigsten Todesursache weltweit, können Frauen andere Symptome aufweisen als die «typisch männlichen». Statt Atemnot und Brustschmerzen äussert sich der Infarkt zum Beispiel in Übelkeit oder Nackenschmerzen. Es dauert länger, bis Frauen richtig diagnostiziert werden, aus-

serdem erhalten sie weniger invasive Behandlungen als Männer. Die Folge: eine höhere Sterblichkeitsrate bei Frauen.

Der männliche Patient als Standard

«In der Klinik wird die Gendermedizin noch sehr stark vernachlässigt», erzählt Frau Regitz-Zagrosek. «Frauen werden deutlich häufiger fehldiagnostiziert.» Auch in der Forschung galt lange der männliche Patient als Standard. Medikamente wurden hauptsächlich an Männern getestet, «und noch heute gibt es Studien mit gerade mal 20 Prozent der Frauen in der Patientengruppe – das sollte wirklich nicht sein». An der Uni befassen sich zahlreiche Forschungsprojekte mit dem Thema. «Wir wollen erreichen, dass geschlechtsspezifische Medizin in der Forschung sowie in der angewandten Medizin berücksichtigt wird», sagt Kommissionsmitglied Thorsten Buch. Dabei werde grosser Fokus auf die Lehre gelegt, zum Beispiel mit einer besseren Verankerung des Themas im Medizinstudium und Weiterbildungskursen für Ärzt*innen.

Gleichstellung ist auch in der Gesundheit ein Problem. Noch heute existieren geschlechtliche Rollenzuweisungen, Vorurteile, und gar Diskriminierung? «Es ist nicht unbedingt aktive Diskriminierung, die zu diesen Problemen führt, aber es hat für mich etwas mit fehlender Wertschätzung zu tun,» meint Regitz-Zagrosek. Doch Gendermedizin betrifft nicht nur Frauen. Auch Männer sind vom Gender Health Gap betroffen, unter anderem sind bei ihnen psychische Erkrankungen weniger gut erforscht. Gendermedizin richtet sich also – unter Einbezug des gesamten Genderspektrums – an Frauen sowie an Männer; etwas, wovon die ganze Gesellschaft profitiert. Verständlich also, hat das Thema seinen Weg in die Politik gefunden. ◇



Der Verein Public Eye organisiert Stadtrundgänge zum Thema Finanzplatz Zürich.

Ein anderer Blick auf den Zürcher Finanzplatz

Ein Stadtrundgang macht auf die Verstrickungen des hiesigen Banken-Milieus aufmerksam.

Clara Wittig (Text und Bild)

«Die Aktienanlagen der Schweizerischen Nationalbank verursachen ungefähr so viel CO₂, wie die ganze restliche Schweiz in einem Jahr. Das heisst, allein durch die Investitionen unserer Nationalbank verdoppeln sich die CO₂-Emissionen der Schweiz.» Das ist nur einer der vielen unangenehmen Fakten, von denen Mirco

Lauper berichtet. Umgeben von rund vierzig Interessierten steht der Leiter des Spaziergangs vor dem Zürcher Sitz der Schweizerischen Nationalbank – einer der Stationen des «kritischen Stadtrundgangs zum Finanzplatz Zürich», zu dem die örtliche Regionalgruppe von Public Eye an diesem kalten Novemberabend eingeladen hat.

Der Verein setzt sich dafür ein, dass Schweizer Unternehmen und die Politik ihre Verantwortung zur Achtung der Menschenrechte wahrnehmen. Dieser Überzeugung geht die Organisation Public Eye mit aufwendigen Recherchen nach, aber auch mit Aktionen wie dieser.

Von Alfred Escher bis zur Credit Suisse

Die Idee zur Entwicklung des Stadtrundgangs entstand bereits 2016, nachdem der Skandal um die Panama Papers durch die Medien an die Öffentlichkeit gelangt war: «Am Finanzplatz läuft sehr viel, wovon wir keine Ahnung haben! Deshalb wollten wir als Regionalgruppe etwas zu diesem Thema machen», erinnert sich

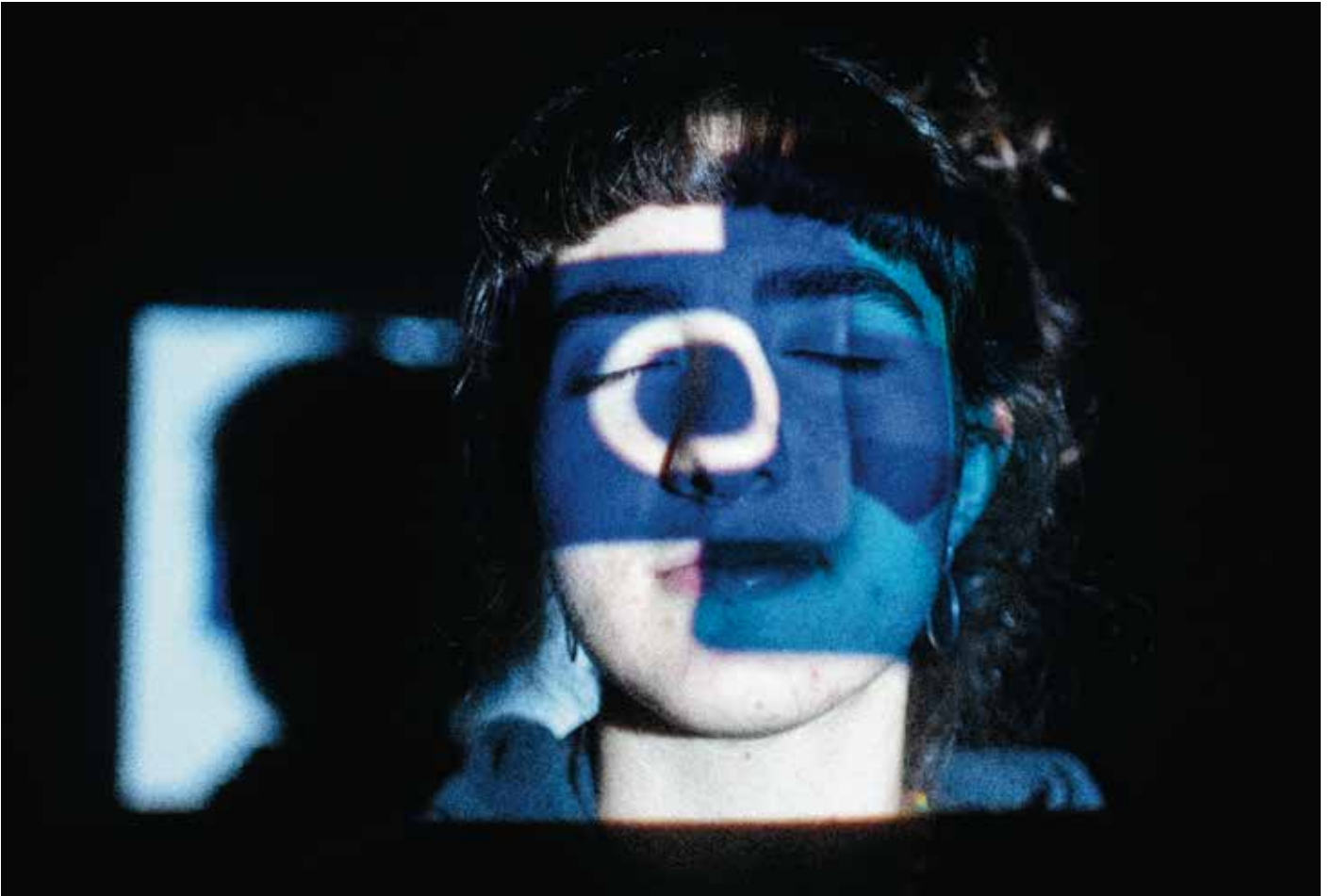
Nora Schmidlin, die den Abend mitteilt. Als Regionalgruppe von Public Eye in Zürich hätten sie explizit Stationen ausgesucht, die wirklich einen Bezug zu Institutionen in Zürich haben, erklärt sie weiter. Der entstandene Stadtrundgang deckt eine Vielfalt an Themen ab: Er beginnt beim Alfred-Escher-Denkmal und den historischen Anfängen des Finanzplatzes Zürich und endet am Paradeplatz mit dem Credit-Suisse-Kreditskandal in Mosambik, der diesen Oktober Wellen geschlagen hat.

Briefkastenfirmen, das Bankgeheimnis, Investitionen in umstrittene Regime, überlastete Ämter zur Meldung von Geldwäscherei, fehlende Steuertransparenz und Kreditgeschäfte, die ganze Staaten destabilisieren – das ist nur ein Ausschnitt aller Themen. Der Teppich aus Problemebenen, Interessensgruppen und eingebauten Fallstricken ist dicht geflochten, doch die Stadtführer*innen – obschon keine Ökonom*innen – geben sich Mühe, geschickt durch dieses Gewirr hindurch zu navigieren.

Gesellschaftlich relevante Fakten

Nach dem Input zur Schweizerischen Nationalbank setzt die Gruppe ihren Weg durch die Strassen der Zürcher Innenstadt fort. Kaum eine*r der Mitspazierenden ist selber in der Finanzbranche tätig, aber viele interessieren sich schon länger für das Thema. Ob der Rundgang vor allem Leute erreicht, die sich nicht sowieso schon für diese Themen interessieren? «Das ist natürlich immer schwierig», gibt Schmidlin zu. Doch nächste Woche fände die erste Führung mit einer Gymnasialklasse statt, erzählt sie stolz. Es wäre interessant zu wissen, was die Gymnasiast*innen vom kritischen Stadtrundgang mitnehmen.

Was sicher ist: Die Führung rüttelt wach, insbesondere die Fakten zu den Aktienanlagen der Schweizerischen Nationalbank sind verblüffend. Und die Informationen sind auch von grosser gesellschaftlicher Relevanz – zum Beispiel der Konflikt zwischen Währungsstabilität und Klimawandel. Dies alles stärkt die Forderung nach mehr öffentlicher Beachtung dieser Themen, besonders in Zeiten, in denen sich verschiedenste globale Krisen überlappen und es dabei immer auch um Finanzen geht. Dies hat der Spaziergang jedenfalls deutlich gemacht. ◇



Microsoft ist für mangelhaften Datenschutz bekannt. Dennoch sind die Studierenden nun gezwungen, das Programm zu verwenden.

Funktionalität geht über Privatsphäre

Die Uni hat Anfang Semester ihr Mailsystem auf Microsoft Outlook umgestellt. Mit welchem Preis für die Studierenden?

Mara Thomson (Text), Andri Gigerl (Bild) und Sumanie Gächter (Illustration)

Im Oktober wurden die Studierenden der Universität Zürich darüber benachrichtigt, dass ihr E-Mail-Konto nun über Outlook laufe. Nach der nicht ganz unkomplizierten Installation konnte man sich an der bekannten Ästhetik eines weiteren Microsoft-Office-Programms erfreuen. Der Tech-Gigant Microsoft, der Entwickler von Outlook, ist jedoch bekannt für eine Reihe von Datenschutzverletzungen. Beispielsweise enthüllten 2013 laut der

britischen Zeitung «The Guardian» die von Edward Snowden geleakten Dokumente eine enge Kooperation zwischen Microsoft und dem von der US-amerikanischen Sicherheitsbehörde NSA geleiteten und hoch kritisierten PRISM-Programm.

Als Teil der erhöhten Überwachungsmechanismen der US-amerikanischen Regierung in Reaktion auf den Terroranschlag am 11. September 2001 in New York, war es den Sicherheitsbehörden

möglich, ohne die Einwilligung von Nutzer*innen auf deren privaten Daten zuzugreifen, welche bei einer Reihe von Tech-Konzernen wie Google, Facebook, Apple und Co. gespeichert waren. Zu diesen Konzernen gehörte auch Microsoft.

Fragliche Datenschutzbestimmungen

Die NSA erhielt durch dieses Programm unter anderem unbegrenzten Zugang auf angeblich verschlüsselte Outlook-E-mails,

mit dem Vorwand, gegen mutmassliche Terrorist*innen zu ermitteln, berichtete «The Guardian» in 2013.

Ausserdem ergab ein von der Privacy Company durchgeführtes Gutachten von 2019, das vom niederländischen Sicherheitsministerium in Auftrag gegeben wurde, dass bei Office 365 persönliche Daten nicht nur intern für die angebliche Verbesserung der Applikationen verwendet werden, sondern dass auch externe Drittunternehmen Zugriff darauf erhalten, um personalisierte Werbung zu kreieren. Das heisst, dass durch die gesammelten Daten wie Alter, Geschlecht und Standort, sowie häufige Sucheinträge ein Nutzer*innenprofil erstellt wird, welches ermöglicht, individuell angepasste Werbung zu schalten. Dass Studierende sich nun gezwungen sehen, zumindest eine dieser Dienstleistungen zu verwenden, ist problematisch.

Spezialabkommen mit Microsoft

Doch ist alles schlecht an der neuen Entwicklung? Urs Trachsel, Mitarbeiter der Zentralen Informatik der Universität Zürich und Co-Projektleiter der E-Mail-Migration, versucht die negativen Urteile zu relativieren. Er könne mit gutem Gewissen versichern, dass das neue System mit dem Datenschutzkonzept der Uni vereinbar sei. Denn die Zentrale Informatik der Universität habe eine Reihe an Spezialabkommen mit Microsoft, um die Privatsphäre der Nutzer*innen zu garantieren.

Beim Auswahlverfahren war laut Trachsel Microsoft 365 bei Weitem nicht der einzige Anbieter im Rennen. Die verschiedenen Dienstleistungsplattformen wurden vom Projektteam anhand einer Vielfalt von Kriterien wie Funktionalität, Informationssicherheit, Benutzer*innenfreundlichkeit und Datenschutz geprüft. Microsoft sei als klarer Gewinner hervorgegangen: Der Anbieter sei momentan die beste Lösung für die Weiterentwicklung der Kollaborationsplattformen der Universität.

Appell an die Eigenverantwortung

Der Wechsel zu Microsoft betrifft das E-Mail-Programm und die dazugehörigen Server sowie den integrierten Kalender und das Adressbuch. Die Abkehr vom bisherigen Anbieter namens HCL-Notes sei tatsächlich einer von mehreren Schrit-

ten in Richtung langfristige Homogenisierung der Kollaborations-Services unter dem Namen UZH 365, sagt Trachsel. Noch sei unklar, was die nächsten Schritte dieser Vereinheitlichung sein könnten und in welchem Zeitrahmen künftige Veränderungen zu erwarten sind.

Als Reaktion auf die Frage, was er von den fragwürdigen Datenschutzbestimmungen von Microsoft halte, stellt Trachsel klar: «Uns liegt die Privatsphäre der Studierenden sehr am Herzen. Jedoch sind sie im Endeffekt bis zu einem gewissen Grad auch selber für den Schutz ihrer Privatsphäre verantwortlich. Selbst die strengsten Datenschutzbestimmungen können das Urteil des gesunden Menschenverstandes darüber, was vertraulich beziehungsweise schützenswert ist, nicht ersetzen.» Wenn man jedoch das Konzept

«Die Studierenden sind auch selber für den Schutz ihrer Privatsphäre verantwortlich.»

Urs Trachsel, Co-Projektleiter der E-Mail-Migration

der Eigenverantwortung beispielsweise auf den Umgang mit dem privaten Tagebuch überträgt, weist es bedeutende Schwächen auf. Würde dies beuten, dass der «gesunde Menschenverstand» die eigenen Gedanken zuerst zensieren müsste, bevor sie verschriftlicht werden? Dabei wissen wir doch alle, dass Tagebücher nicht für fremde Augen gedacht sind.

Funktionalität versus Privatsphäre

Sollte mehr Funktionalität einen Verlust von Privatsphäre mit sich bringen? Durch unsere Abhängigkeit von den verschiedensten Dienstleistungen und die scheinbare Alternativlosigkeit, sehen sich Menschen oftmals gezwungen, Angebote von fragwürdigen Grossanbietern zu nutzen. Diese verlangen von ihren Nutzer*innen immer mehr Vertrauen in ihre «guten Absichten». So kündigt Microsoft in den Datenschutzerklärungen an: «Wir werden auf personenbezogene

Daten, einschliesslich Ihrer Inhalte, zugreifen, sie offenlegen und aufbewahren, wenn wir in gutem Glauben davon ausgehen, dass dies notwendig ist, um Kunden zu schützen oder die Bedingungen für die Nutzung unserer Dienste durchzusetzen.»

Nun stellt sich jedoch die Frage: Gibt es überhaupt Alternativen zu Grosskonzernen wie Microsoft, welche höhere Datenschutzstandards aufweisen, aber trotzdem die Anforderungen einer Institution mit Tausenden von Nutzer*innen wie die der Universität Zürich erfüllen? Auf die Frage, welche anderen Anbieter zur Auswahl standen, wollte die Projektleitung keine Auskunft geben. Jedoch handelt es sich hier klar um einen weiteren Musterfall: Wer erhöhten Datenschutz fordert, büsst dafür bei der Funktionalität ein und umgekehrt.

Legale Grauzone

Der Entscheid der Uni ist in diesem Fall also bis zu einem gewissen Grad nachvollziehbar, da sie sich bei solch hohen Leistungsanforderungen keine Einbussen bei der Funktionalität erlauben kann. Es handelt sich hier viel mehr um ein systemisches Problem. Sicherheitsbehörden bewegen sich zunehmend in der legalen Grauzone der persönlichen Datenschutzrechte, unter dem Vorwand, die Gesellschaft vor potentiellen Gefährder*innen zu schützen. Jedoch ist auch hier der kollektive Druck von Einzelplayern wie der Universität Zürich oder anderen Grosskund*innen, den Status quo zu verbessern, nicht zu vernachlässigen.

Es ist deshalb umso wichtiger, dass das Bewusstsein der Nutzer*innen um ihre Informationssicherheit gefördert wird. Denn unser Leben findet immer mehr im digitalen Raum statt und das Potential der Überwachung auf dieser Ebene steigt exponentiell. ◇



Stellenangebote

für Studierende und Graduates

Bei uns findest du Nebenjobs, die sich gut mit dem Studium vereinbaren lassen, sowie Praktika und Einstiegsstellen nach dem Studium. Aber auch wenn du schon etwas mehr Erfahrung mitbringst, haben wir passende Stellen im Angebot. Mehr Informationen findest du auf poolside.ch.



Brauchst du **Tipps für deinen CV**, deine Bewerbung oder hast du allgemeine Fragen? Wir beraten dich gerne!
Kontaktiere uns einfach unter info@poolside.ch.



Alle offenen Jobs findest du im Stellenfeed auf unserer Website.



Bist du auf der Suche nach einem flexiblen Job auf Stundenbasis?



gesammelt wurden, entspricht dem jahrelangen Durchschnitt an der Uni: In den Herbstsemestern stets ein bisschen höher, in den Frühlingsemestern stets ein bisschen tiefer. Auch die Zahl der Studienabbrüche der vergangenen Semester unterscheidet sich kaum von jenen vor Corona: In ihren ersten zwei Semestern brechen jeweils rund sieben Prozent der Studierenden das Studium ab, danach stagniert die Zahl der Abbrüche.

Leicht weniger Abbrüche an der ETH

Ein Blick auf die Zahlen der akademischen Leistungen von ETH-Studierenden ergibt ein ähnliches Bild: Die Anzahl geleisteter Credits schwankt nur wenig, dasselbe gilt für die erzielten Noten.

Einzig die Anzahl Austritte ohne Abschluss, womit Abbrüche und Austritte wegen nicht-bestandener Prüfungen gemeint sind, hat sich leicht verändert – aber nicht zum Schlechten: Weil den Studierenden im Sommer 2020 ein zusätzlicher Prüfungsversuch zugestanden wurde, mussten sogar weniger Studierende als üblich wegen zu schlechter Resultaten ihr Studium beenden.

Enorme Belastungen für die Studis

Dass die vergangenen drei Semester nicht einfach gewöhnliche Semester waren, merkt man den Zahlen folglich kaum an. Alles gut, also? Jein. Zwar ist die Tatsache, dass Studierende trotz Corona die gewohnten Leistungen erbringen konnten, auf den ersten Blick durchaus beruhigend. Immerhin bedeutet dies weniger verzögerte Abschlüsse und weniger Studienabbrüche wegen der Pandemie.

Allerdings hatten viele Studierende Schwierigkeiten mit dem Arbeiten im Homeoffice, wie eine Umfrage des VSUZH aus dem Frühling 2020 zeigt. Dort gaben 60 Prozent der Befragten an, unter Konzentrationsschwierigkeiten zu leiden. Etwa die Hälfte berichtete, weniger effizient lernen zu können. Und ein Drittel bestätigte, sich Sorgen wegen ihres Abschlusses zu machen. Nimmt man alle Zahlen zusammen, entsteht ein ambivalenter Eindruck: Geleistet wurde gleich viel wie zuvor, obwohl die Studierenden mit grossen Unsicherheiten und enormen Belastungen zu kämpfen hatten. Ob dies längerfristig nicht doch noch Auswirkungen auf die Studierenden haben wird, bleibt abzuwarten. ◇



Im Homeoffice steigt die Belastung für Studierende.

Wie viel leisteten die Studierenden im Shutdown?

Die Zahlen der Uni Zürich und ETH geben Aufschluss.

Andrea Marti (Text)

Sumanie Gächter (Illustration)

Klick. Die Vorlesung beginnt. Klick. Die Vorlesung ist fertig. Klick. Seminarbesuch. Klick. Fertig. Klick. Das waren die Uni-Tage im Lockdown: Zoomsitzung folgte auf Vorlesungen via Switchtube und Gruppenarbeiten per Teams, fast ununterbrochen, bis irgendwann geschlafen werden musste. Die

Sonne ging auf, sie ging unter, nichts änderte sich. Die Pandemie zog die mentale Gesundheit der Studierenden in Mitleidschaft, viele fühlten sich einsam und unsicher. Die naheliegende Schlussfolgerung: Studierende konnten nicht ihre üblichen Leistungen erbringen, machten weniger Credits und schrieben schlechtere Noten, richtig?

Überraschende Ergebnisse

Überraschenderweise zeigen Zahlen der Uni und der ETH, dass die Leistungen der Studierenden im Vergleich zu früheren Jahren auch während den Online-Semestern im Schnitt lagen. So schwankte der Anteil Prüfungen, welche die Studierenden an der Uni bestanden haben, seit 2017 um maximal zwei Prozent. Die einzige Ausnahme war das Frühlingsemester 2020, als aufgrund der Pandemie keine Fehlversuche gezählt wurden. Daher resultierten keine nicht-bestandenen Module.

Aber die Anzahl Credits, die von den Studierenden in den Corona-Semestern



Bild: © Wikimedia

Vorgabe bei der «Stadtidee» war, dass die Projekte einen Bezug zum Thema «Umwelt» oder «Kinder und Jugendliche» haben.

Das Quartier mitgestalten

Die Stadt hat ein Pilotprojekt gestartet, bei dem die ganze Bevölkerung Ideen einreichen konnte. Die beliebtesten werden nächstes Jahr umgesetzt.

Leah Süss (Text) und Sumanie Gächter (Collage)

Nächstes Jahr wird Zürich um einige Kräutergärten und Dorfplatzfeste reicher. Der Idaplatz wird im Sommer neben den charakteristischen Menschenansammlungen neu auch von Bienen wimmeln und Schulkinder werden vermehrt zur Kochschürze greifen. Auch ein autofreier Sonntag und ein Tischtenniskurs für Mädchen werden durchgeführt. Dies alles finanziert durch die «Stadtidee», ein partizipatives Pilotprojekt der Stadt. Die «Stadtidee» hat die Stadtbevölkerung zwi-

schen dem 10. Juli und dem 4. September 2021 dazu eingeladen, Ideen zur Quartiergestaltung einzureichen.

Dabei gab es lediglich zwei Vorgaben: einen Bezug zu den Themen «Klima und Umwelt» oder «Kinder und Jugendliche» und dass sich die Projekte mit maximal 9'999 Franken eigenständig umsetzen lassen. Sofern als machbar eingestuft, wurden die Eingaben zur Abstimmung freigegeben. 61 Projekte wurden von den Quartierbewohner*innen für bereichernd

befunden und erhalten somit einen Teil des Budgets.

Ein internationales Partizipationsmodell

Die «Stadtidee» ist inspiriert von ähnlichen Projekten im Ausland. In Paris werden seit 2014 jährlich Projekte von der Bevölkerung an die Stadtverwaltung delegiert. Die Hauptstadt Frankreichs verfügt dazu über Budgets bis in den Millionenbereich. In diesem Rahmen wurden über zweitausend Projekte verwirklicht,

viele mit Bezug zu Schulsanierungen oder zur Aufwertung des öffentlichen Raumes. Der Zürcher Gemeinderat stellte dem Stadtentwicklungsbereich «Smart City Zürich» nun 540'000 Franken für ein eigenes Pilotprojekt zur Verfügung.

Für die «Stadtidee» gingen schliesslich 167 Projektvorschläge ein. Von den 135 als umsetzbar eingestuften Ideen wurde fast die Hälfte von den Stadtbewohner*innen für die Finanzierung nominiert. Die Projektleiterin bei «Smart City Zürich» Margot Gagliani wird die Projekte nun bei der Umsetzung begleiten, besonders wenn es um Veranstaltungs- oder Baubewilligungen geht. Zudem wird ausgewertet, welches Potential diese Art von partizipativem Budget für Zürich längerfristig habe. «Wir müssen auch schauen, welche hyperlokalen Projekte stadtweit spannend sind und nicht nur für einzelne Strassen», so Gagliani.

Tiefe Stimmbeteiligung

Die Stadtideen mussten sich jeweils auf einen der vier Stadtteile Zürich-Nord, -Ost, -Süd oder -West beziehen. Pro Stadtteil konnte das Budget auf mindestens fünf Projekte verteilt werden. So sollten auch Projekte von weniger stark Vernetzten eine Chance haben. Das Komitee warb auf der Webseite: «Es dürfen übrigens alle abstimmen: egal ob mit oder ohne Schweizer Pass und älter oder jünger als 18 Jahre!» Abgestimmt haben schliesslich 1'804 Menschen, was 0,4 Prozent der Stadtbevölkerung entspricht.

Dass die Stimmbeteiligung verhältnismässig tief war, störte die Projektleiterin nicht. Auch bei regulären Wahlen und sonstigen demokratischen Prozessen würden sich nicht alle beteiligen. Gagliani sagt: «Wir sind zufrieden, da sichtbar mobilisiert wurde. Viele Ideen haben über 100 Stimmen und wenn sich so viele Menschen im Quartier etwas wünschen, lohnt es sich, dies zu ermöglichen». Kommuniziert wurde vor allem online, über eine Plakatkampagne und über Gemeinschafts- und Jugendzentren.

Ein Cheeseburger als Inspiration

Ein in Zürich-Ost angenommenes Projekt ist eine Nachbarschafts-Vernetzungsapp von William Dunkel. Mit seiner App «Foif Gfalle» sollen Nutzer*innen Lebensmittel, Haushaltsgeräte und Dienstleistungen austauschen können. Dies wirke sich

dann positiv aufs Klima aus, da weniger Ressourcen verschwendet würden.

Der Psychologe erzählt: «Auf die Idee kam ich vor ungefähr zwölf Jahren, als ich im Nachtbus Lust auf einen Cheeseburger bekam, jedoch nicht aussteigen und eine Stunde warten wollte. Da wäre es cool gewesen, wenn mir jemand einen Burger auf den Nachtbus hätte bringen können.» Er habe die Idee schon während seines Studiums umsetzen wollen und dafür sogar einen «Social Impact Award» vom Impact Hub Zürich erhalten. Jedoch reichte das Geld nicht, um einen Prototypen zu programmieren. Durch die «Stadtidee» erhält er nun 8'000 Franken für sein Projekt – «ein Startschuss», wie er sagt.

Weiter finanziert die «Stadtidee» ein Musikstudio für Jugendliche in Affoltern. Der Jugendarbeiter Jeffrey Kunz und sein fünfköpfiges Team fördern damit den

«In Zürich wird vieles von der öffentlichen Hand abgedeckt.»

Margot Gagliani, Projektleiterin und Hauptverantwortliche der «Stadtidee»

künstlerischen Ausdruck von Jugendlichen im Einzugsgebiet. «Seit einem Jahr bieten wir Musikproduktion-Workshops an. In unseren Räumlichkeiten erforderte dies jeweils einen grossen Mehraufwand.» Als sie ein Angebot für ein permanentes Produktionsstudio erhielten, fehlte das Geld für professionelle Geräte. «Daher haben wir uns dazu entschieden, zusammen mit interessierten Jugendlichen zwei Projekteingaben einzureichen.» Dafür erhalten sie nun 17'362 Franken.

Grünes Kochen im Trend

Zwei weitere erfolgreiche Projekte wurden von Lehrerinnen eingereicht. Josephine Herzig erzählt: «Zwei Freundinnen und ich hatten vor zwei Jahren den Traum einer mobilen Schulküche». So konzipierten die drei Zürcherinnen einen spielerischen Kochkurs, worin Kinder für Themen wie Klimawandel, Biodiversität und Food Waste sensibilisiert werden. Ihr «Slow Mobil» kommt nun in Zürich-West zum Einsatz. Franziska Stöckli ist Primar-

und Sekundarlehrerin und spezialisiert auf Kinder und Jugendliche mit besonderen Bedürfnissen.

Für ihr Projekt entwickelte sie zusammen mit ihren Schüler*innen inspiriert vom Schweizer Kochbuchklassiker «Tiptopf» ein eigenes Kochbuch. Darin fokussiert sie auf vegetarische Gerichte. «Das Buch soll die kulturelle Vielfalt der Schweiz widerspiegeln», so Stöckli. Ihr «Greentopf-Kochkurs» wurde in Zürich-Ost angenommen. Beide Kochkurse erhalten 9'000 Franken.

Veränderung auf hohem Niveau

Viele Ideen, die nun umgesetzt werden, schaffen einen Mehrwert für die jeweiligen Quartiere. Doch bei genauer Betrachtung sind sie die meisten etwas ähnlich. Dies womöglich aufgrund der Themenvorgabe. Laut Gagliani sei dies auch auf den hohen Lebensstandard der Schweiz zurückzuführen. In anderen Ländern hätten partizipative Budgets einen grossen Einfluss auf die Lebensqualität, etwa in Brasilien, wo das Konzept entstanden sei. «Dort wird das partizipative Budget für Wasserversorgung und Strassenbau verwendet. In Zürich ist dies bereits von der öffentlichen Hand abgedeckt.»

Fragwürdig bleibt die Diversität unter den Teilnehmer*innen. Viele Ideen wurden von Jugendarbeiter*innen oder Quartiervereinen eingereicht. Nur zwei englischsprachige Ideen trafen ein. Dies obwohl «Smart City Zürich» die Webseite auf Englisch übersetzt und das Projekt auch über die Kanäle der Integrationsförderung geteilt hat. Gagliani räumt ein: «Es hätte wohl noch mehr Möglichkeiten gegeben. Auch an Hochschulen haben wir nicht spezifisch kommuniziert. Dort würden wir nächstes Mal vielleicht stärker ansetzen.» Sie hatten die Hypothese, Studierende seien im Quartier weniger vernetzt.

Für die Zukunft wäre es wünschenswert, wenn die Stadt auch breitere Bevölkerungsschichten abholen würde, um die Bedürfnisse aller Stadtbewohner*innen einzubeziehen. Denn dieses Jahr scheinen primär gut situierte Zürcher*innen mit grossem Netzwerk vom partizipativen Budget profitiert zu haben. Dennoch werden die Stadtquartiere nächstes Jahr etwas grüner, blumiger und lebhafter erscheinen. Dies dürfte wohl die meisten erfreuen. ◇



Die Züri City Card soll den Alltag hier lebender Papierloser menschenwürdiger machen.

Bild: © Caspar Zelliker

Ein Ausweis für alle

Ein städtisches Identitätspapier: Die Züri City Card polarisiert, noch ehe ihre Einführung beschlossen ist. Was steckt dahinter?

Anna Luna Frauchiger (Text)

Im November hat ein bürgerliches Komitee gegen einen vom Stadtrat verabschiedeten Kredit von 3.2 Millionen Franken das Referendum eingereicht. Dabei geht es um die Einführung einer städtischen Ausweiskarte, der Züri City Card (ZCC). Die ZCC soll allen Bewohner*innen der Stadt ausgestellt werden – egal, ob sie sich legal in Zürich aufhalten oder nicht. Ziel ist, dass sich mit der ZCC auch Sans-Papiers gegenüber städtischen Behörden ausweisen können. Dem Referendums-

komitee gehört auch Camille Lothe an, Präsidentin der Jungen SVP Zürich und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Politikwissenschaft an der Uni. «Mit der ZCC geht es der Stadt darum, sich aktiv gegen die Ausländer*innenpolitik des Bundes zu wehren», meint Lothe, «das akzeptieren wir nicht.»

Obwohl es sich erst um einen Projektierungskredit handle, da noch rechtliche Fragen offen seien, wolle man mit dem Referendum zeigen, dass die Bevölkerung

weder das Verschleudern von Steuergeld noch den Verstoß gegen Bundesrecht schlucke.

New York als Vorbild

Der Beschluss geht aufs Jahr 2018 zurück. Damals reichten AL, SP und Grüne im Gemeinderat eine Motion ein, welche die Einführung einer ZCC forderte. In diesem Sommer hat der Stadtrat die Lancierung beschlossen. Doch was nützt eine Ausweiskarte, die nur auf Stadtge-

biet Gültigkeit hat? Rund 10'000 Sans-Papiers leben laut Schätzungen ohne geregelten Aufenthaltsstatus in Zürich. Viele arbeiten schwarz unter schlechten Bedingungen, als Hausangestellte oder Küchenhilfen. «Wir müssen anerkennen, dass es in einer städtischen Gesellschaft Sans-Papiers gibt, die hart arbeiten und deren Situation schwierig ist», sagt Caspar Zollikofer vom Verein Züri City Card. Dennoch ist die Situation in Zürich anders als in gewissen Städten in den USA, wo das Konzept einer «urban citizenship» bereits praktiziert wird.

So besitzt in New York ein Grossteil der Menschen keine anderen Ausweisdokumente als die städtischen. Diese sogenannten «sanctuary cities», Städte der Zuflucht, setzen die US-amerikanischen Einwanderungsgesetze nicht oder nur beschränkt um. Sie wollen Menschen Sicherheit gewähren, die illegal im Land sind, jedoch seit Jahren, teils gar Jahrzehnten in den USA wohnen, dort arbeiten und Kinder aufziehen. Könnte dies auch in Zürich umgesetzt werden? Hier ist man sich gewohnt, sich mit einer ID auszuweisen. Zudem ist Zürich eine Gemeinde wie jede andere und wird durch kantonales und nationales Recht eingeschränkt.

Die Rechtslage ist unklar

Der Stadtrat fragte sich, ob die ZCC zulässig sei, und gab zwei Gutachten bei der Rechtsprofessorin Regina Kiener in Auftrag. Zwar darf gemäss Kieners Gutachten nur der Bund Dokumente ausstellen, welche die Schweizer Staatsangehörigkeit belegen. Ein Ausweis, der mit Namen und Foto die Identität einer Person bestätigt, kann der Bund einer Stadt aber nicht verwehren. Regina Kiener betont, bereits heute würden ähnliche Dokumente ausgestellt – man denke an Studi-Legis.

In Kieners Augen missverstehen die Gegner*innen der ZCC den neuen Ausweis als Ersatz für die ID, statt ihn als Ergänzung zu begreifen. «Uns ist bewusst, dass die City Card kein Ersatz für Aufenthaltsbewilligung, Pass oder ID sein kann», pflichtet Caspar Zollikofer bei. Der Verein ZCC ist überzeugt, die Untätigkeit des Bundes im Bereich der Papierlosen zwingt die Stadt zum Handeln. «Es gibt Probleme, die nur in Städten bestehen», sagt Zollikofer. «Wenn Kanton und Bund den illegalisierten Status der Sans-Papiers

nicht ernstnehmen, muss die Stadt selber Lösungen finden.» Die Diskussion um die City Card reiht sich in die Debatte um die Frage ein, ob Städte zu wenig rechtliche Kompetenzen haben, gerade im Asyl- und Migrationsbereich. Im Juni 2020 etwa, zeigten sich die acht grössten Städte der Schweiz bereit, rasch eine grosse Zahl von Migrantinnen und Migranten aus dem Geflüchtetenlager Moria aufzunehmen – und blitzten damit bei Bundesrätin Keller-Sutter ab.

Politiker*innen von links bis rechts sind sich grundsätzlich einig: Es bräuchte für die Sans-Papiers-Problematik eine nationale Lösung. Doch Bea Schwager, Leiterin der Sans-Papiers-Anlaufstelle Zürich (SPAZ), warnt: «Bei den bestehenden politischen Mehrheiten in National- und Ständerat müssen wir aufpassen, dass es

«Es gibt Probleme, die nur in Städten bestehen.»

Caspar Zollikofer, Vereinsmitglied bei der Züri City Card

nicht zu Verschlechterungen kommt.» Gleiches gilt für den Kanton Zürich: Im September 2020 lehnte der Kantonsrat ein Postulat der Grünen ab, das eine einmalige Regularisierung von Sans-Papiers nach dem Vorbild der Operation Papyrus in Genf forderte.

Camille Lothe wirft den Befürworter*innen der ZCC Unehrlichkeit vor. Verein und Stadt sollten zugeben, dass das Ziel längerfristig die Legalisierung von Papierlosen sei: «Indem man eine fadenscheinige ID mit Gutscheinkarten fordert, drückt man sich vor der ehrlichen politischen Arbeit.» Für Menschen, die seit Jahren ohne geregelten Aufenthaltsstatus in Zürich leben, gebe es längst Härtefalllösungen. «Ist der Härtefall aber nicht gegeben, bleibt es Tatsache, dass diese Menschen das Land verlassen müssen», findet Lothe. Sie kritisiert zudem, Betroffene könnten sich aufgrund der ZCC in falscher Sicherheit wähen. Bea Schwager widerspricht: Heute sei der Alltag von Sans-Papiers geprägt von einer ständigen

Angst, sich ausweisen zu müssen. «Diese Angst hängt wie ein Damokles-Schwert über ihnen und macht viele krank», so Schwager. Die ZCC löse nicht das Problem des illegalen Aufenthalts, sei aber ein erster positiver Schritt.

Aber wie viel Sicherheit bietet die ZCC? Das wird kontrovers diskutiert. Das Referendumskomitee findet, ein Stadtpolizist, der bei einer Kontrolle eine City Card akzeptiere, mache sich strafbar. Doch eigentlich gilt: Nur wenn die Polizei einen begründeten Verdacht auf illegalen Aufenthalt hat, darf sie sogenannte «qualifizierte Ausweisdokumente» verlangen. Aber erweckt eine Person, die sich mit der ZCC ausweist, nicht automatisch Verdacht? Nein, findet Caspar Zollikofer, denn dies wäre «Racial Profiling», was die Stadtpolizei allerdings bereits betreibt: «Ein «fremdes» Aussehen oder das Vorweisen einer ZCC begründet keinen Anfangsverdacht auf illegalen Aufenthalt.»

Die ZCC soll Mehrwert für alle bieten

Doch damit die Polizei vom Vorzeigen einer ZCC nicht direkt darauf schliesst, ist eines zentral: Genügend Menschen mit geregelter Status müssen sich ebenfalls eine City Card ausstellen lassen. Bea Schwager zählt auf die Solidarität der Zürcher*innen: «Indem man sich selbst mit der ZCC ausweist, schützt man die vielen Sans-Papiers, die unter uns in der Stadt leben.» Insofern kommt der ZCC symbolische Bedeutung zu: Sie soll Bewusstsein für die Lebensumstände Papierloser schaffen und Handlungsbedarf aufzeigen. Die Stadt selbst setzt nicht nur auf Solidarität, sondern will die ZCC auf andere Art für alle attraktiv machen: Stadtzürcher*innen sollen künftig Badi- und Theater-Abo auf der ZCC vereinen, von Vergünstigungen profitieren und die Karte als E-ID nutzen können.

Gemäss Verfassung hat der Staat die Grundrechte aller Personen zu wahren, unabhängig von deren Aufenthaltsstatus. Zürich will den Sans-Papiers mit der ZCC zumindest einen Teil der Grundrechte ermöglichen: Folgt die Stadt damit einem Verfassungsauftrag? Oder verstösst sie gegen übergeordnetes Migrationsrecht? Hier scheiden sich die Geister – und die Züri City Card polarisiert bereits Jahre vor ihrer möglichen Einführung. Im Februar wird sich zeigen, was das Stadtzürcher Stimmvolk von der City Card hält. ◊

Textscherben

Zu viele Wörter
Buchstaben, Sätze
Die nicht beschreiben
Was ich fühle

Die vorbeiziehen
Schwindend schnell
An meinen Fenstern
Und offenen Türen

Werb' trotzdem um sie
Versuch mich im Schreiben
Kann aber nur kritzeln
Fragmentiert mich teilen

Fühl mich sprachlos
Suche blind Wörter
Torkle ohne Sprachrohr
Getrieben haltlos

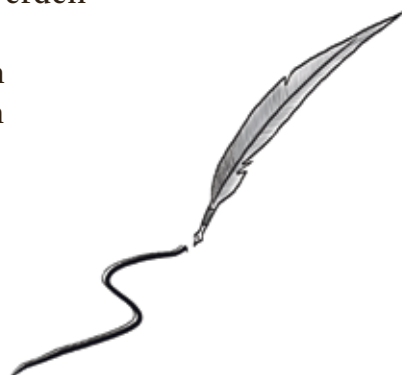
Über Sätze, Blätter
Und das Wetter
Es wird nicht besser
Winter kommt – kälter

Gib mir Wärme, Mut
Zieh Wörter durch die Nase
Und plage mich mit Phrasen
Die kühl bleiben

Nur Bilder, die wahr werden
– im Affekt verfasst
Nur Geschichten, von denen ich lerne
– dem Affekt erlegen

Bloss ein Traum, klar werden
Bücher füllen, erden
Und ich bleibe verloren
In diesen Textscherben

Hier dichtet Redaktor Kai Vogt.



Zürcher Studierendenzzeitung

99. Jahrgang
Ausgabe 6/21
www.zs-online.ch

Verlag

Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Der Medienverein ZS ist von der Uni und von der ETH finanziell unabhängig. Er ist eine durch den VSUZH und den VSETH anerkannte studentische Organisation.

Geschäftsleitung

Jonathan Progin
jonathan.progin@medienverein.ch

Inserate

Timothy Walder
2047 Agency
Bahnhofstrasse 47
5600 Lenzburg
www.2047.agency

076 441 08 00
timothy.walder@medienverein.ch

Redaktionsschluss 1/22: 11.02.2022

Druck

Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage

27'810 (WEMF 2021), 30'000 (Druckauflage)
Die ZS erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Student*innen der Universität Zürich sowie Abonnent*innen an der ETH Zürich verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich.

Redaktionsadresse

Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch

Redaktion

Stephanie Caminada, Sumanie Gächter, Lukas Heinser, Lisa Horrer, Carlo Mariani [mac], Leah Süss, Kai Vogt [kai]

Mitarbeit

Diego Bolliger [dbo], Laura Chresta, Lisa Egger, Anna Luna Frauchiger, Raya Giger [ray], Marina Haq, Arne Holicki, Andrea Marti, Sarah Melillo, Anne Militzer, Marco Neuhaus [man], Valeria Restuccio, Roxane Steiger, Mara Thomson, Clara Wittig

Bilder und Illustrationen

Yara Ehend, Andri Giger, Una Rusca, Josefin Walker

Aufschlag

Kai Vogt

Lektorat

Adrienne Walder
korrektorin@medienverein.ch

Produktionssong #6/21

Ergo Bibamus – Verbindungslid





Süss

Dezember Blues

Gestresst — Das Semester neigt sich dem Ende zu. Wochenenden bedeuten nun Vor- und Nachbereiten statt sorgloses Katerkurieren. So versuche ich, die beflissene Zeit an einem wohligen Ort zu verbringen, begleitet vom rhythmischen Tippen von arbeitenden Mitmenschen. Die kostengünstigste Variante ist die Bib, doch zur Feier der Wochenenden leiste ich mir einen Fünf-Franken-Cappuccino für einen Nachmittag in tröstender Wohnzimmersatmosphäre. Für Lernkrisen gibt's hausgemachten Glühwein.

Café Sphères, 8005 Zürich



Vogt

Langjährige Beziehungen

Abgenutzt — Sie erzählen Geschichten und zeigen Persönlichkeit. Doch sie sind auch ein Statement, eine Lebenshaltung, eine Kritik an allem Neuen, Glatten, Charakterlosen, Billigen. Mit nigelnagelneuen schäme ich mich schon fast. Erst wenn ich Nächte durchgetanzt habe und auf Reisen gegangen bin, sie ganz nach mir geformt habe, fühle ich mich wohl mit ihnen – kann sie gar nicht mehr loslassen. Denn Sneaker müssen verschlissen sein!

Kostenlos, man spart sogar!



Heinser

Ghosten

Neelass ma' — Jetzt mal ehrlich, dein Handy läutet und vibriert die ganze Zeit. Ein Freund fragt dich, ob du mit ihm Mittagessen willst. Deine Mutter hat dir ein lustiges Video geschickt. Deine Mitbewohnerin erkundigt sich, ob die Waschmaschine frei ist. Dabei möchtest du einfach mal deine Ruhe haben und warum eigentlich nicht? Niemand zwingt dich, jederzeit auf jede Nachricht zu antworten! Darum lass dein Handy mal liegen, mach etwas für dich und geniess die Zeit allein.

Ghosten, immer möglich, überall



Gächter

Schlafoptimierung

Träum weiter — In einer Welt der Selbstoptimierung kommt auch der Schlaf nicht zu kurz. Man kann sich die Wissenschaft zunutze machen. Die geeignetste Schlaftemperatur liegt zwischen 16 und 19°C. Schon Mama sagte, dass weniger als sieben Stunden Schlaf nicht gesund seien und am besten meide man den Handybildschirm vor dem Zubettgehen. Doch ist der Schlaf nicht immer planbar. Wenn die Augenlider so schwer wie Blei werden, scheint die Bank im Vorlesungssaal plötzlich der bequemste Ort für einen Nap zu sein.

Schlafen – wann immer dir danach ist



Caminada

Die Besten der Besten am besten Ort

Ade — MACHen wir KAlnen HEL draus, kurz und sec: Ich bin weg. – Doch sag, wieso ist der Himmel immer am schönsten am Abfahrts-tag? Liebste ZS, es war mir ein Vergnügen, und ich würd' lügen, wenn ich ohne Träne hüpfte aus dem Nest. Was für ein glanzvolles Fest! Ich hab alles gegeben und du mir auch – Freundschaft, Liebe, Schall und Rauch. Der HORde gehört mein grösster Dank, von ihr erzähl ich noch lang 1 Schwank. Nun aLSU tschüss, ich geh zum Rost. Ein letztes Mal nur SUMmt mit mir: Um vier gibts Bier! PROst!

Amore, zu finden am 26.01.22. auf der Reda



Horror

Geht auf Reisen

Wohlig — Statt an ferne Orte zu reisen, geht auf «Winterreise» in der Welt der Musikstreamingdienste. Kocht euch eine heisse Schoggi oder einen Glühwein und kuschelt euch ins Bett oder auf das Sofa. Auch ich werde es nach meinem Masterabschluss im Dezember zumindest temporär ruhiger angehen. Gleichzeitig werde ich die durcharbeiteten Nächte auf der Redaktion während der Produktionswoche, den kreativen Austausch, die gemeinsamen Mahlzeiten und die herzallerliebsten Redaktionsmitglieder vermissen.

«Winterreise» von Schubert, auf Spotify etc.



Mariani

Konsumwahn

Feiertag — Es ist wieder Weihnachtszeit, die Zeit des masslosen Konsums, der sinnlosen Geschenke, der nervigen Musik und der penetranten Beleuchtung. Besinnlich quetscht man sich in überfüllte Läden und belädt gierig den digitalen Warenkorb. Besonders freute ich mich über den Tag an dem, wie Jan Böhmermann sagt, die Menschen das Ereignis feiern, als Jesus zum ersten Mal ein Paket über das Meer schickte: Black Friday, den höchsten Feiertag im Spätkapitalismus.

Kommt nicht in Versuchung



Von Degen und Bier





Deutsche Intellektuelle verbrennen beim Wartburgfest 1817 verhasste Bücher.

«Nieder mit den Patriziern!»

Studentenverbindungen waren mal die Vorreiter der liberalen Idee.
Was ist von dieser Fortschrittlichkeit noch geblieben?

Lukas Heinser (Text)

Studentenverbindungen sind nur noch ein Geist von dem, was sie mal waren. Dabei kennt kaum eine*r ihre Geschichte und die wichtige Rolle, die sie bei der Erschaffung einer demokratischen Schweiz einnahmen. Geschichtsschreibung und Mythos verschwimmen, wenn man ihren historischen Spuren folgt.

Im Oktober 1817 treffen sich 500 deutsche Studenten und Professoren bei der Wartburg in Thüringen und feiern das 300. Jubiläum von Martin Luthers Thesenanschlag. Die französische Revolution hat in ganz Europa Wellen geschlagen. Die grosse Enttäuschung Napoleon ist 1815 besiegt worden und das junge libertäre Gedankengut nur noch weiter entflammt. Nachdem der Wiener Kongress nicht die gewünschte Änderung brachte, ergreift die Akademikerwelt eine Idee: den Fürsten ihre Vorherrschaft zu nehmen und den losen deutschen Staatenbund in

einen Nationalstaat zu wandeln. Die Monarchie soll nur noch konstitutionell bestehen, das aufstrebende Bildungsbürgertum zur Obrigkeit aufsteigen. Der so beginnende Kampf zwischen Demokratie und Monarchie wird in der Folge noch über hundert Jahre andauern.

Feierliche Bücherverbrennung

Davon ahnen die Feiernden am Wartburgfest noch nichts. Nach einem Tag der Referate und Diskussionen einigen sich die Intellektuellen auf 35 Grundsätze und 12 Beschlüsse. Darunter eben die Zielsetzung einer Einheit Deutschlands, bürgerlicher Freiheitsrechte und der Abschaffung von Geburtsvorrechten des Adels. «Wo es Bevorrechtigte gibt, ist immer auch jemand beeinträchtigt», so lautet das Credo. Am Abend zieht man in einem Fackelzug auf

den nahen Wartenberg, wo man zuvor zum feiernden Gedenken an die Völkerschlacht bei Leipzig, dem entscheidenden Kampf gegen Napoleon, einige Siegesfeuer entzündet hat. Die Studenten verbrennen gleich einige Bücher, die ihnen nicht gefallen – darunter Werke Napoleons und Nationalstaats-kritische Schriften. Die symbolträchtige Zeremonie schweisst Jungspunde und Altherren zusammen. Aus ihrem Bund entsteht die deutsche Urburschenschaft und legt den Grundstein für künftige Formen aller Verbindungen.

Die Schweizer kopieren die Deutschen

Es dauert nicht lange, bis der Trend in die Schweiz überschwappt. Dort gibt es damals nur eine Uni in Basel, die sich mit deutschen Unis nicht messen kann. Man sucht also Idole und schaut nach Deutschland. Von dort stammen auch einige in der Schweiz tätige Professoren, Flüchtlinge, die im Gastland ihr liberales Gedankengut verbreiten. Der revolutionäre Geist inspiriert die Eidgenossen, auch sie denken: «Nieder mit den Patriziern!», auch sie wollen einen Bundesstaat und Mitspracherecht.

Als dann 1819 ein Zwingli-Jubiläum ansteht, sind die Parallelen zum Wartburgfest perfekt. Zürcher Mittelschüler und Dozenten laden ihre Berner Kollegen ein. Die beiden Gruppen, rund 60 Leute, treffen sich in der Mitte beider Kantone, der Stadt Zofingen. Sie gründen die Zofingia, eine der ersten Schweizer Studentenverbindungen. In den folgenden Jahrzehnten steigt mit der Zunahme deutscher Professoren auch das universitäre Niveau, in den 1830er-Jahren gründet man die Unis in Zürich und Bern. Schweizer, die an den aufmüpfigen deutschen Bildungseinrichtungen studiert haben, kehren in ihre Heimat zurück und bringen einige studentischen Traditionen mit. Darunter sind auch Verbindungsbräuche wie das Tragen von Mützen, die masslose Sauferei und eine streng hierarchische Struktur.

Männliches Prahlen

Hier ist zudem anzusetzen, wenn es um den heutigen Ruf von Studentenverbindungen geht. Obwohl die Verbindungen erst sehr viel später in der Geschichte an Einfluss verlieren, stecken ihnen einige banale Eigenschaften seit der Gründung in der DNA. So stammt der Gebrauch der Mensur, einer speziellen Form des Fechtkampfes, eher von einem träumerischen Ehre-Ideal, als einer in der Schweiz verankerten Tradition. «Die Mensur macht Sinn in einer satisfaktionsfähigen Gesellschaft, wo es einen Adel gibt, der sich duelliert. In der Schweiz hat es das nie gegeben», sagt Lynn Blattmann, Historikerin und Expertin für Studentenverbindungen.

Es sei auch um das Vorzeigen von Männlichkeit gegangen. «Das waren ja alles junge Studenten, die hatten in ihrem Leben noch nichts erlebt und mussten sich vor den Älteren etwas Cooles und Hartes ge-

ben», so Blattmann. Dies legte auch die Saat für das Reaktionäre, das man den Verbindungen heute vorwirft und das scheinbar seit Beginn Teil der Idee war. Ausserdem waren die Studenten des 19. Jahrhunderts vor allem liberal, was ihr eigenes Mitspracherecht betraf. Die Unterschicht kümmerte sie nicht. Das nationalistische Gedankengut indes ist Teil der damals fortschrittlichen, heute rückständigen Ideale. Auch die Beschränkung auf männliche Mitglieder hat ihren Ursprung nicht nur im eben erwähnten Geltungsdrang, sondern auch in der Organisation der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Sie ist heute aber noch grösstenteils gültig und laut Blattmann sogar ein Grund für die «männliche Prägung unserer konkordanten Demokratie».

Denn, und das bringt uns zurück in die Vergangenheit, die damals liberalen Studentenverbindungen wie die Zofingia ebneten den Weg für die Entstehung der Schweizer Bundesverfassung von 1848 und können in diesem Rahmen als Urformen der politischen Parteien gesehen werden. «Alle drei politischen Strömungen, die Konservativen, die Liberalen und die Katholiken waren damals in Verbindungen organisiert», erklärt Blattmann. Die ersten Parteien entwickelte sich erst im 20. Jahrhundert.

Gefährlich, dann harmlos

In Deutschland erleben die Verbindungen ihre Hochzeit in der Ära des deutschen Kaiserreichs, wo grob die Hälfte aller Studenten in Verbindungen organisiert ist. Als Hitler schliesslich die Macht ergreift, geht es mit den Verbindungen bergab: Viele wenden sich nationalsozialistischem Gedankengut zu. Jene Gruppen, die sich gegen Hitlers Weltansicht aussprechen, werden verboten. Nach dem Krieg gründen sich viele Verbindungen neu. Trotzdem schwindet ihr Einfluss stetig.

Ähnliches gilt für die Schweiz, wo von den ersten 100 Bundesräten über 90 Verbindungsmitglieder waren. Um die Jahrhundertwende nehmen diese Zahlen stark ab. Heute sind die Männervereine grösstenteils noch Nostalgieträger, wo man veralteten Männlichkeitsidealen und Ideologien nachträumt. Dabei ist die Offenheit gegenüber fremden Ethnien oder Konfessionen erstaunlicherweise um einiges grösser als die Bereitschaft, Frauen aufzunehmen.

Nicht erstaunlich also, dass von den 275'000 Schweizer Studierenden gerade noch paar tausend Verbindungen angehören. Jener alte, ehemals so wichtige Teil des studentischen Lebens wurde längst durch Studierendenvereine ersetzt. Vetterwirtschaft soll in Verbindungen gerüchterweise noch gang und gäbe sein. Doch berufliche Netzwerke gibt es heute weitaus wichtigere, man denke etwa an LinkedIn. Alles deutet also darauf hin, dass die ehemals revolutionär demokratischen, dann gefährlich nationalistischen Verbindungen allmählich in harmloser Bedeutungslosigkeit versinken. ◇

Von alten Bräuchen und jungen Studierenden

Über Studentenverbindungen kursieren viele Vorurteile. Wir haben eine besucht.

Carlo Mariani und Kai Vogt (Text und Bild)



Die Welfen treffen sich jeden Dienstag zum «Stamm» im eigenen Saal im Alehouse an der Universitätsstrasse.

Grosse Wappen tapezieren die Wände, am hinteren Ende des Saals schmücken stolz zwei aufgehängte Degen die Räumlichkeit. Ein ausgestopfter Fuchs, platziert auf einer Erhöhung, schaut von oben herab und beobachtet das Treiben. Der Anblick ist ungewohnt: Rund dreissig junge Köpfe sitzen eng gedrängt zusammen, alle tragen eine rote Mütze, formelle Kleidung und ein farbiges Band quer über die Brust. Es wird durcheinandergeredet, bis es vom Ende des Saals laut ertönt: «Silentium!». Darauf erhebt sich eine zweite Person und schreit: «Silentium im Stall!» – «Herrscht!», antworten ihr einige lauthals im Einklang. Darauf folgt die geforderte Stille, bis der sogenannte Senior, das Oberhaupt der Gruppe, das Wort ergreift und das Kommando gibt, zum «ersten Cantus zu steigen». Heisst: Jetzt wird gesungen.

Nichtschlagend und ohne Trinkzwang

Wir sind bei der Studentenverbindung Welfen zu Besuch, die dieses Jahr ihr 100-jähriges Bestehen

feiert. Die Mitglieder treffen sich jeden Dienstag zum «Stamm» im Alehouse an der Universitätsstrasse, mitten im Hochschulstandort Zentrum. Gemäss Webseite ist es den Welfen ein Anliegen, «den Spagat zwischen traditionellem und zeitgemässen Studententum zu meistern». Sie seien zudem nichtschlagend und kennten keinen Trinkzwang. Das heisst, die aufgehängten Degen kommen nicht zum Einsatz und es kann niemand zum Saufen genötigt werden. Wir sind erleichtert. Denn um Studentenverbindungen ranken sich viele Vorurteile: Alles Alkoholiker*innen, gewalttätig, sexistisch, rechts-extrem, autoritär.

Diese Vorurteile erwiesen sich als grössere Hindernisse für unsere Recherche. Die «Medien» würden undifferenziert über Studentenverbindungen berichten und das Klischee von versoffenen elitären Männervereinen bespielen, hiess es sinngemäss in den meisten Absagen. Ausser bei den Welfen blieb uns der Zugang als Journalisten überall verwehrt.

Nach der Gesangseinlage steht der Senior wieder von seinem thronähnlichen Holzstuhl auf, und kündigt eine Powerpoint-Präsentation an. Dabei fällt auf: Wenn die Anwesenden stehend zur Gruppe sprechen, wechseln sie bewusst ins Hochdeutsche. Es herrschen klare Regeln und fixe Hierarchien. Der Senior ist der Chef, an seinem Tisch sitzen nur «Burschen», also die aktiven Mitglieder, die dem «Salon» angehören. An den zwei anderen Tischen sitzen zum einen im «Stall» die Neulinge, die sogenannten Füxe, zum anderen die Ehemaligen, Altdamen oder -herren genannt.

Die Präsentation dauert rund vierzig Minuten: Der junge Mann stellt sein Start-up vor, spricht von Augmented Reality und bewirbt seine Firma. Das Publikum wird wie Investor*innen behandelt, der Vortragende wirbt um unsere Gunst. Tatsächlich war es für den Studenten eine Probe für den Vortrag vor potentiellen Kunden, erzählt er uns später bei Bier und Zigaretten. Nach dem Vortrag erteilt der Senior mit dem Ausspruch «Colloquium» den Anwesenden wieder die Redeerlaubnis. Man freut sich – Stühlerücken, Geschwätz, Gelächter. Aber selbst in diesem regen Treiben bleiben die Strukturen sichtbar. So sind zum Beispiel nur die Füxe fürs Bierholen verantwortlich. Sie dürfen zwar kostenlos trinken, müssen sich aber vor ihrer Prüfung zum vollwertigen Mitglied zwei Jahre lang als Gehilfen beweisen. «Das gehört eben dazu», erklärt ein Bursche auf Nachfrage. «Unangenehm wird es nur kurz vor der Prüfung. Dann muss man nochmal zwei Wochen unten durch.» Das heisst, man müsse in dieser Zeit praktisch alle Befehle befolgen, welche die in der Hierarchie Höhergestellten erteilen. Das könne selbst der Befehl sein, einer Person das Frühstück nach Hause zu bringen. Bei den Welfen gehe man aber nicht so weit, versichert er mit einem breiten Grinsen.

Keine politische Linie

«Wieso macht man das alles mit?», kann man sich hier fragen. Und nach Gesprächen mit mehreren Mitgliedern merkt man, dass die Gründe unterschiedlich sind. «Mir gibt die Studentenverbindung einen Rahmen, sie gibt mir Halt», erzählt ein langjähriges Mitglied. «Meine Freunde aus dem Gymnasium sehe ich nur sehr selten. Mit diesen Leuten komme ich jede Woche zusammen.» Auch viele andere betonen den sozialen Aspekt. Dazu treffe man öfters andere Verbindungen, auch aus anderen Städten. Es seien häufig die reinen Männerverbindungen, die den Kontakt zu gemischten Gruppen wie den Welfen suchten, erklärt eine andere Welfin augenzwinkernd.

Welche Rolle spielt die Politik? Ein Mitglied und Geschichtsstudent sucht mit ausladenden Gesten nach einem Wortbild und bestätigt, Verbindungen seien eher bürgerlich, CVP. Der Senior, der mit Verbindungsnamen «Berserker» heisst, klärt über die politischen Verhältnisse auf: Eigentlich habe man

hier keine klare politische Linie, es gebe Leute aus allen Parteien sowie aus allen Regionen der Schweiz. Vor allem fällt auf, dass viele Anwesende mit einem Bündner Dialekt sprechen. Die Verbindung als Integrationsinstrument für nicht Zürcher Studierende?

Ein Bierstreit bricht aus

Nach dem nächsten Silentium-Aufruf geht es munter zu einem Aufnahme-ritual weiter. Die Kandidatin steigt auf einen Stuhl, dann wird sie ausgefragt: «Warum willst du den Welfen beitreten?», oder «Was wärst du für ein Pizzabelag?». Gefallen die Antworten, werden sie mit Tischklopfen quittiert. Nach jeder Antwort kann ein Mitglied ein Statement der Kandidatin als «Vorschlag» fürs Protokoll einreichen. Neben humorvollen Meldungen fallen auch vereinzelt unangenehme Sprüche. Auf die Frage, was die Anwärterin denn gut könne, antwortet sie: «Ich kann den Spagat.» Darauf ruft ein Bursche: «Vorschlag: Sie macht gerne ihre Beine breit!» Mit grossem Gelächter und beschämten «Oh Mann!» wird die Wortmeldung zu Protokoll geführt.

«Mir gefällt die klare Rangordnung in der Verbindung.»

Das Lokal Alehouse, in dem sich der abgetrennte Saal der Welfen befindet, verkündet nach 23 Uhr die letzte Runde, es geht in der eigenen Bar weiter. Die Stiftung der Welfen besitzt nämlich an der Universitätstrasse zwei Immobilien. Im einen Haus ist das Restaurant Alehouse, im anderen die private Bar. In den zwei Liegenschaften werden zudem 28 Zimmer vorwiegend an Verbindungs-Studis vermietet.

In der Bar wird erst recht getrunken, Freunde von anderen Verbindungen kommen hinzu. Man lacht, alle kennen sich, trotzdem reicht man sich formell die Hand. Gewisse Normen bleiben bestehen, denn auch das ist für einige ein Anreiz: «Ehrlich gesagt gefällt mir die klare Rangordnung. Man lernt dadurch, wie man eine Gruppe zu leiten und wie man sich darin zu verhalten hat», sagt eine Welfin. Dann wird sie unterbrochen, sie solle als Richterin fungieren, ein Bierstreit sei ausgebrochen – wie bitte? Dies sei die heutige Art, Konflikte zwischen Verbindungen zu lösen. Anstatt dass wie früher die Degen gekreuzt werden, wird um die Wette getrunken. «Auf die Plätze, fertig, los!». Und zwei Männer stürzen mit noch nie gesehener Schnelligkeit ihre vollen Biergläser herunter. Die Runde tobt, der Gewinner grinst stolz. Um Mitternacht wird plötzlich das Licht gelöscht, jedes einzelne, bis es stockfinster ist. «Silentium!», ertönt es erneut. Dann wieder «Silentium im Stall!», «Herrscht!». Und es wird noch einmal frohgemut und angetrunken zum Cantus gestiegen. ◇

Eine schwindende Tradition

Bei Studentenverbindungen hat sich einiges getan. Wie steht es um die Popularität und den politischen Einfluss?

Lisa Horrer (Text)



Bild: © Jens Meyer/Keystone

Es gibt etwa 530 Studentenverbindungen in der Schweiz, aber nur vier Studentinnenverbindungen.

Seit 1864 sind Frauen an der Uni Zürich zum Studium zugelassen, weitere Schweizer Hochschulen folgten später. Nach der Öffnung für Studentinnen wurde im Jahr 1906 die erste Studentinnenverbindung, auch Damen- oder Frauenverbindung genannt, in der Schweiz gegründet, die mittlerweile nicht mehr aktiv ist. Historiker und Zofingia-Verbindungsmitglied Ronald Roggen stellt fest, dass sich Studentenverbindungen mit ihren eigenen Traditionen im Weg stehen, sich für weibliche Mitglieder zu öffnen. Obwohl der Vorschlag, Damen aufzunehmen, immer wieder aufkomme, seien eher die jungen Aktiven gegen eine Öffnung. Roggen vermutet, dass sie sich «das alte Idealbild einer Männerverbindung bewahren möchten».

Heutzutage gibt es schweizweit rund 530 Herren- und geschlechtergemischte Verbindungen, jedoch

nur vier Damenverbindungen. Sie wurden zwischen 1999 und 2012 gegründet und verteilen sich auf die Städte Bern, Neuchâtel, St. Gallen und Zürich. Wie ihre rein männlichen oder gemischten Pendanten betonen auch die weiblichen Verbindungen auf ihren Webseiten, dass es insbesondere um Freundschaft, den Aufbau eines Netzwerks, Wissenschaft und Tugend gehe. Auch sie treffen sich regelmässig zum Stamm und zu gemeinsamen Aktivitäten. Dazu gehören etwa Workshops, Gastvorträge und Sportveranstaltungen. Doch auch alkohollastige Unternehmungen wie Brauereiführungen, Apéros oder Schnaps-Degustationen stehen an der Tagesordnung. Dennoch wehren sich Damenverbindungen wie die «Auroria Bernensis» gegen Klischees. Die Frauenverbindung aus Bern war die einzige, die für ein Interview bereitstand. Désirée Ryf, die dort

Mitglied ist, möchte nicht «in denselben Topf des konservativen hierarchischen (Betrunkenen-)Nepotismus geworfen werden». Stattdessen lege ihre Verbindung Wert darauf, «sich weiterzuentwickeln, Traditionen zu hinterfragen und aufzubrechen, dass es für die Frauen* dort stimmt». So engagierten sich die Mitglieder etwa am Frauenstreik 2019. Auch entschieden sie sich gegen die Mensur, eine Art studentisches Fecht-Duell. Zudem sei die Verbindung weder religiös, noch einer Partei zugehörig und stehe auch für trans- und intersexuelle Menschen offen.

Zulauf unterliegt Denkmoden

Laut Roggen sei der Eintritt in eine Verbindung auf verschiedene Motivationen zurückzuführen. So sei er selbst eingetreten, um von Personen diverser Studienrichtungen umgeben zu sein und «um breiter aufgestellt zu sein». Zudem sei es attraktiv, dass sich Verbindungsmitglieder gegenseitig unterstützen, sogar über das Studium hinaus. Die Verbindungen lockern das Leben auf, indem sie den Studierenden Ablenkung vom Büffeln bieten und sie somit auch mal anderen Aktivitäten nachgehen. Weiter helfen sie berufliche und politische Karrieren aufzubauen, indem Mitglieder Kontakte knüpfen können, die im Berufsleben hilfreich sein können.

Dennoch lastet Verbindungen ein verstaubtes Image mit altmodischen Traditionen an. Das Interesse lässt nach, Verbindungen im Inland und dem deutschsprachigen Ausland beklagen einen Mitglieder-mangel. Zwar erzählt Roggen, dass Austritte eine Seltenheit seien, doch der Zulauf unterliege ständigen Auf- und Abbewegungen. «Es gibt Denkmoden, dass es mal mehr oder weniger trendy ist, in eine Verbindung einzutreten. Auch die Coronapandemie haut ziemlich rein, denn eigentlich leben Verbindungen von der physischen Präsenz der Mitglieder», erklärt Roggen die aktuellen Entwicklungen. Betroffen von den Schwierigkeiten, Nachwuchs zu finden, seien insbesondere jene Verbindungen, die in kleineren Städten, wie zum Beispiel Fribourg, angesiedelt sind. Grössere Verbindungen, etwa in Bern oder Zürich, hätten selten solche Probleme.

Fokus auf politische Tradition

Die Gründung der Zofingia resultierte aus einer Zusammenkunft von Berner und Zürcher Theologiestudenten, deren Ziel die Gründung des Bundesstaats war. So sollen sie beim ersten Verbindungstreffen 1819 in Zofingen gerufen haben: «Wir wollen keine Berner sein, wir wollen keine Zürcher sein, wir wollen Schweizer sein!», erzählt Roggen. Das politische Interesse und Engagement innerhalb seiner Verbindung seien stets hoch gewesen, sodass Mitglieder seit 1848 an der Bundesverfassung der Schweiz mitwirkten; selbst bei der heute geltenden. Auch Bundesräte stellte die Verbindung regelmässig. Seit 1848 gehörten 22 Bundesräte der Zofingia an. Laut Roggen

fokussiere sich die Verbindung auch auf die Heimat, auf «Patria». Folglich möchten die Verbindungsmitglieder über die Grenzen der Verbindung hinaussehen, nämlich über die ganze Schweiz. Nichtsdestotrotz meint Roggen, dass das Gros der Studentenverbindungen heutzutage «eher unpolitisch» sei.

Was hat sich ansonsten geändert? Während es im 19. Jahrhundert Standard war, die Mensur zu schlagen, befinden sich Verbindungen heute laut Roggen im Modernisierungs- und Liberalisierungsprozess. So sei die Mensur bei der Zofingia längst verboten und mitunter das Tenue, die Kleiderordnung, erleichtert worden. Zudem erklärt Roggen, dass der Comment, also das Regelwerk für das Miteinander in der Verbindung, «nicht mehr so altväterisch und ernst, sondern mehr gespielt» sei. Sitten wie einen Trinkzwang gebe es in seiner Verbindung nicht mehr, in anderen noch vereinzelt. Trotz der schrittweisen Modernisierung sind Verbindungen weiterhin männerlastig.

Für viele Studierenden kommt ein Eintritt in eine Verbindung nicht in Frage. So sind lediglich zwei Prozent der Studierenden an Schweizer Hochschulen Mitglied in Verbindungen. Doch heutzutage gibt es weitere Möglichkeiten für Studis, die mit anderen Studierenden zusammenkommen möchten. Alleine an der Uni Zürich gibt es rund 120 studentische Organisationen, die sich mit unterschiedlichen Inhalten und Zielen befassen. So gibt es etwa Sportvereine, Alumnivereine, Assoziationen für Studierende unterschiedlicher Herkunft, Zeitschriften mit verschiedenen politischen Ansichten und Vereine für Trans- sowie Queer-Personen. Im Gegensatz zu den stark hierarchisch organisierten Verbindungen sind diese weniger strikt organisiert, der Eintritt ist einfacher und die Interessierten müssen keine Aufnahmeverfahren mit Bewährungsproben absolvieren.

Fortbestand der Verbindungen

Auf die Frage, ob Verbindungen in Zukunft fortbestehen werden, verweist Roggen auf die Geschichte der Zofingia: «In unserer 200-jährigen Verbindungsgeschichte ist die Zofingia nie gefährdet gewesen. Es gab zwei Weltkriege und einen Generalstreik. Sie hat trotzdem bestanden.» Dennoch sei es durchaus möglich, dass Verbindungen «weggefegt» werden.

Studentenverbindungen sind mittlerweile politisch unbedeutender als zu ihren Gründungszeiten. Auch das dort gelebte Bild einer Männergesellschaft ist nicht mehr zeitgemäss. Daher könnte der Mitgliederschwund fortschreiten und andere Hochschulvereine, die etwa liberal, modern und divers sind, an Zulauf gewinnen. Studentinnenverbindungen scheinen aufgrund ihrer kürzlichen Gründung weniger traditionsbelastet und daher offener für neue Entwicklungen zu sein als Männerverbindungen. Dennoch ist fraglich, ob Frauenverbindungen sich aus der Rolle des Nischenphänomens lösen können. ◇

«Gömmmer use?»

Eine Ode an meinen Hund – und an das Hundewetter.

Valeria Restuccio (Text und Bild)



Viel zu oft schaute ich diesen November aus dem Fenster und meinte zu meinem Hund: «Was für ein verdammtes Hundewetter... gömmmer use?» Aber egal wie grau und regnerisch es auch war, die braunen Augen meines Hundes erstrahlten, sobald er diese Worte vernahm. Im Gegensatz zu den vergangenen Novembertagen, war an dem Tag, an dem ich dieses Foto schoss, kein Hundewetter. Eigentlich wollte ich

mit meiner Kamera die goldenen Sonnenstrahlen und die roten Blätter zwischen den saftig grünen Nadelbäumen einfangen. Als ich mich dann aber an einen Hang in raschelnde Blätter setzte, tat mein Hund es mir gleich, und ich hielt mein Objektiv in Richtung der kleinen, tänzelnden Nase. Nach dem Knipsen fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Hundewetter, das ist für meinen Vierbeiner je-

den Tag! Und zwar im positiven Sinne: Ob düster oder sonnig, komme, was wolle, mein Hund freut sich auf jeden einzelnen Tag. Bis anhin lebte ich in dem Glauben, dass ich es bin, von der mein Hund viel gelernt hat und auch noch lernen wird, doch ich realisierte in diesem Moment, dass ich bezüglich meiner Einstellung zum Gegenwärtigen noch viel von ihm lernen kann. Es lebe das Hundewetter! ♦



Neben Büchern findet sich bei Trösch auch eine grosse Auswahl an Musiknoten.

«Ich bin im 19. Jahrhundert beheimatet»

Das Antiquariat von Armin Trösch hält historische Trouvaillen am Leben.

Marina Haq (Text und Bild)

Wenn man auf der Rämistrasse vom Kunsthaus Richtung Bellevue hinunterspaziert, entdeckt man auf halbem Weg rechter Hand ein kleines charmantes Antiquariat. Obwohl sich über die Jahre vieles in der Umgebung verändert hat – das Kunsthaus hat einen Neubau erhalten, die angrenzenden Galerien und Laden-

konzepte wechselten –, scheint die Zeit für das Antiquariat Trösch stillzustehen.

Beim Betreten des Geschäfts ist man umzingelt von Bücherstapeln. Daneben finden sich rare Musiknoten und etliche Büsten, vor allem von berühmten Komponisten und Dichtern. Um etwas zu finden, muss man danach stöbern – oder um Rat fragen. Und so gerät man in ein Gespräch mit Armin Trösch, der am gleichen Ort auch Gespräche mit prominenten Kund*innen geführt hat, etwa mit den Schriftstellern Max Frisch und Elias Canetti.

In die Zeit zurückversetzt

Das Antiquariat ist das Lebensprojekt von Armin Trösch. Seit über 42 Jahren leitet der 82-jährige gelernte Buchhändler den Laden. Er hatte schon als Kind ein grosses Interesse an Büchern und investierte all sein Taschengeld in Literatur. Die Mittwochnachmittage verbrachte er in der Bibliothek oder im Antiquariat. Mit 11 Jahren begann er Bücher zu sammeln. «Ich habe angefangen, alles zu lesen,

was es gibt, alles, was ich in die Hände bekommen habe», sagt Trösch. Seit seiner Lehre arbeitet Trösch nun schon fast 70 Jahre lang im Buchhandel. Von allen Antiquar*innen in der Schweiz habe er sein Geschäft am längsten, sagt Trösch. Was sein Antiquariat einzigartig macht, ist nicht nur sein Alter, sondern auch, dass es ein Spezialgebiet hat: Musik. Bevor Trösch das ganze Geschäft nach dem Tod seines Vorgängers Melchior Britschgi übernommen hat, hatte er dessen Keller gemietet, um sich dort auf den Verkauf von Musiknoten zu spezialisieren. Er habe mehr Musikbücher und Musiknoten als jedes andere Geschäft, inklusive Hug oder damals noch Jecklin, behauptet Trösch.

Wie die Vorliebe für Bücher stammt auch die Leidenschaft für Musik aus seiner Kindheit. «Ich habe immer eine Vorliebe für Musik gehabt und speziell für den Komponisten Richard Wagner», sagt der Antiquar. Nachdem Armin Trösch 36 Jahre lang Präsident der Schweizerischen Richard-Wagner-Gesellschaft war, ist er dort nun Ehrenpräsident. Indem Trösch die Musik im Antiquariat miteingliedern konnte, habe er sein Hobby mit dem Beruf kombiniert, sagt er.

Dem digitalen Wandel trotzen

Seit der Digitalisierung hat sich die Form vieler Geschäfte verändert, sei es durch eine Webseite oder durch soziale Medien. Viele Antiquar*innen haben den Fokus ins Internet verlegt, wo sie ihre Bücher online, etwa über das Zentrale Verzeichnis Antiquarischer Bücher, verkaufen.

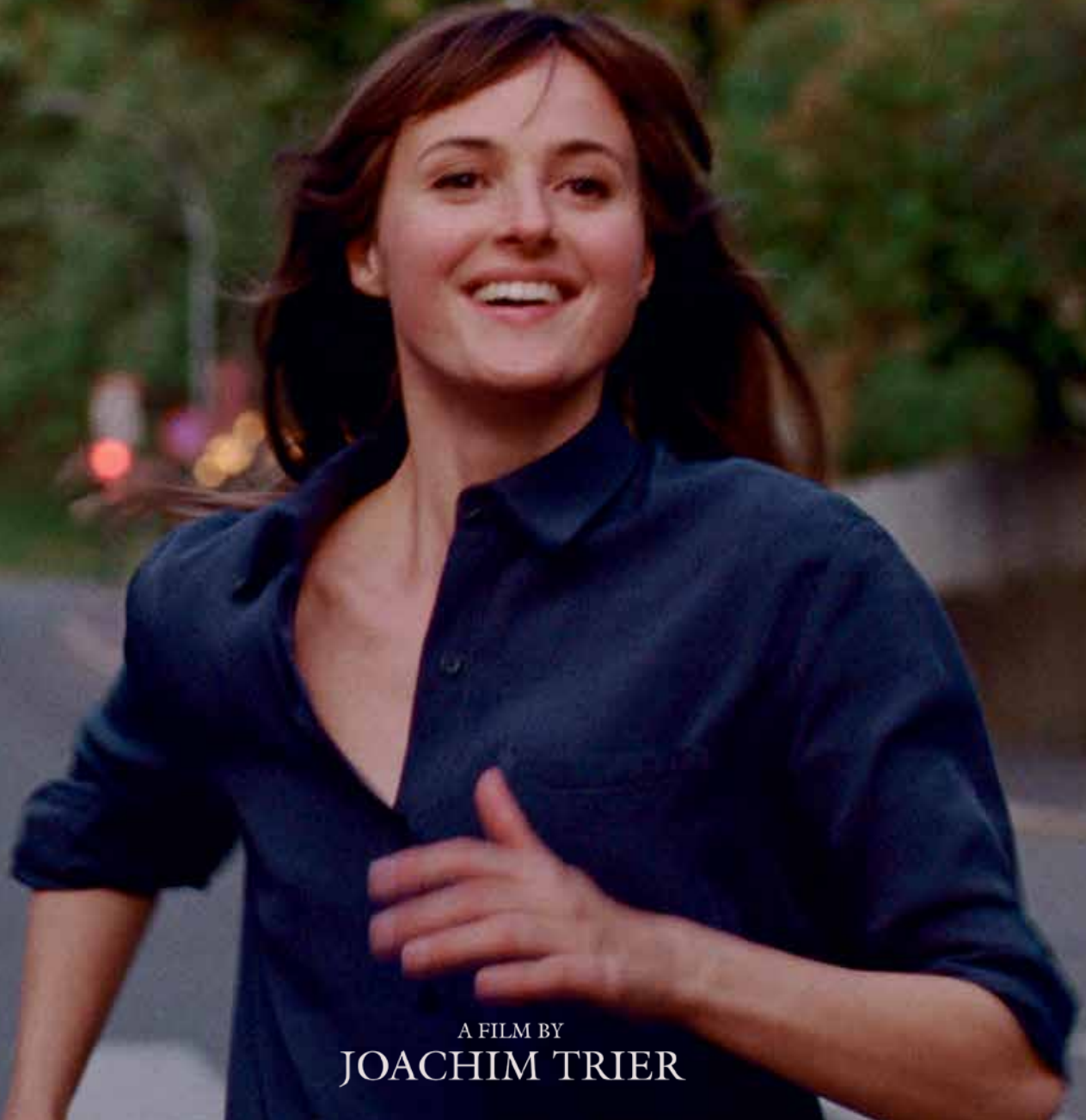
Seit dieser strukturellen Veränderung besitzen viele Antiquar*innen keinen Laden mehr, dafür aber Lagerräume, wo sie ihre Bücher aufbewahren. Armin Trösch hat sich dem digitalen Wandel entzogen: «Ich bin im 19. Jahrhundert beheimatet und bin kein <Technik-Freak>.» Ihm sind die Nachteile aber bewusst, die durch den Mangel einer Onlinepräsenz auftreten und die gerade auch während des Shutdowns, als das Geschäfts schliessen musste, ersichtlich wurden. Zudem vereinfacht das Internet, bestimmte Bücher schnell ausfindig zu machen. Den traditionellen, analogen Weg zu nehmen, hat aber auch etwas Nostalgisches. Armin Trösch ist damit ein Bewahrer einer vergangenen Zeit und ein Unikat, genauso wie sein aussergewöhnlicher Laden. ◇



PRIX
D'INTERPRÉTATION
FÉMININE
FESTIVAL DE CANNES 2021.

RENAME ANDERS HERBERT
REINSVE DANIELSEN LIE NORDRUM

THE WORST PERSON IN THE WORLD



A FILM BY
JOACHIM TRIER

AB 20. JANUAR IM KINO

FRENETIC
FILMS



Neben einem fertigen Eventprogramm bietet «Das Gleis» auch eine offene Bühne.

Eine neue Kulturbar für Queers

«Das Gleis» an der Zollstrasse bezeichnet sich als Queer-freundlicher Ort. Was bedeutet das?

Anne Militzer (Text)
Una Rusca (Bild)

Bunte Teppiche, viele Pflanzen, bequeme Sessel, künstlerische Details und gemütliches Licht. Man hat das Gefühl, man befinde sich in einem warmen Wohnzimmer, dabei liegt «Das Gleis» inmitten der grossen, kahlen Betonfassade des Zollhauses, direkt an der Langstrasse. Hier finden regelmässig anregende Events

statt, wie zum Beispiel ein «Silent Reading Rave», Lesungen oder Konzerte. Eine Mischung aus Bar, Café und Kulturlokal. Zudem bezeichnet sich «Das Gleis» als einer der einzigen offenen queer-freundlichen Orte in Zürich. Was heisst das?

Raum für Künstler*innen

Voll zugänglich ist die Kulturbar erst seit April 2021. Trotz des Lockdowns gelang es den Gründer*innen, anfangs nur mit Take-Away-Angeboten das Lokal zum Laufen zu bringen. Hinter dem Projekt stehen Julia und ihre Partnerin Lou. Julia (30) hat an der Uni Zürich studiert, war viel in der Gastronomie unterwegs und fing dann an, Partys zu organisieren.

Als sie einen Anruf mit dem Angebot für das Lokal im Zollhaus bekam, beschloss Lou und sie, die Herausforderung anzunehmen. Julia erzählt: «Ich mache das, wozu ich Lust habe, daher nehme ich meine Energie.» Diese Energie half ihnen, die einzigartige Wohnzimmeratmosphäre zu kreieren. «Das Gleis» bietet neben einem fertigen Eventprogramm

auch eine offene Bühne, wo eigene Ideen realisiert werden können. Anders als in anderen Lokalen müssen Künstler*innen dabei nicht für die offene Bühne zahlen. «Wir wollen Kultur für alle zugänglich machen. Mit Hilfe von Mitglieder-Beiträgen, Fundraising und Kollekten sollen Künstler*innen entlohnt werden», sagt Julia. Es sollen vor allem lokale Künstler*innen motiviert werden, den Raum für ihre Projekte zu nutzen.

Fokus auf queere Diversität

Doch was zeichnet einen queer-freundlichen Ort aus? Diskriminierung findet im «Gleis» keinen Platz. Das Team achtet auf einen respektvollen und freundlichen Umgang untereinander und alle sollen sich frei fühlen, so zu sein, wie sie sind. «Wir sind queer, und queerfriendly sollte alles sein. An vielen Orten ist man leider noch nicht tolerant genug, man bekommt die Diskriminierung einfach zu spüren», ergänzt Julia. In Zukunft würden wohl auch andere Orte nachziehen und sich explizit als queerfriendly bezeichnen. «Wir steuern in die richtige Richtung.»

Das Kulturlokal hat sich effektiv als Treffpunkt der Zürcher LGBTIQ-Community etabliert. Allerdings ist sowohl das Publikum wie auch das Team sehr divers, es gibt Platz für alle. Julia fügt hinzu: «Ich bin völlig begeistert von der positiven Resonanz der Besucher*innen.»

Ein Vorreiterprojekt?

Auch wenn «Das Gleis» immer populärer wird, sollen auch weiterhin queere Anlässe im Fokus stehen. Die jetzige Herausforderung ist es, die aufstrebende Kulturbar weiterhin als einfachen und gemütlichen Ort zu erhalten. Julia meint dazu: «Die Bar soll nicht überrannt werden, es soll weiterhin Platz haben für unsere Stammkund*innen.»

«Das Gleis» ist auf jeden Fall ein Ort zum Wohlfühlen. Man kann sich hier zum Kaffee treffen, am Laptop arbeiten, ein Konzert besuchen oder auch einfach den ganzen Abend Bier trinken. Die zentrale Lage könnte es aber schwierig machen, das Lokal vor der Mainstream-Welle zu schützen.

Nichtsdestotrotz ist «Das Gleis» ein Vorreiterprojekt eines queer-freundlichen Ortes und einen Besuch wert. Hier darf jeder Mensch so sein, wie er ist, und das spürt man auch. ◇



Belästigung im Nachtleben ist ein Problem. Das Podium im Labor5 hat mögliche Lösungsansätze diskutiert.

«Es braucht eine echte Sensibilisierung»

Die Stadt führt zurzeit eine Kampagne gegen sexuelle Belästigung. Ein Podium hat die Situation im Nachtleben analysiert.

Sarah Melillo (Text und Bild)

Am 9. November fand im Labor5 eine Podiumsdiskussion der Stadt Zürich über Belästigung im Nachtleben statt. Darin debattierten bekannte Persönlichkeiten der Zürcher Ausgangsszene darüber, wie sexuelle, sexistische, homo- und transfeindliche Übergriffe verhindert werden könnten. Unter den Sprecher*innen waren etwa der Geschäftsführer der «Bar & Club Kommission Zürich», der Mitinhaber der Clubs Klaus und Heaven und eine Awareness-Trainerin. Am Ende des

Abends war man sich einig: Es muss mehr Bewusstsein geschaffen werden.

Meldungen von Belästigungen nehmen zu

In einer Bevölkerungsumfrage von 2019 gaben ein Drittel der befragten Frauen und 11 Prozent der Männer zwischen 18 und 29 Jahren an, im letzten Jahr auf der Strasse oder in Bars und Clubs belästigt worden zu sein. Diese Erkenntnisse bewegten die Stadt dazu, eine Kampagne gegen sexuelle Belästigung unter dem

Namen «Zürich schaut hin» aufzugleisen. In deren Rahmen wurde vergangener Mai ein Online-Meldeportal aufgeschaltet, das eine anonyme Meldemöglichkeit bei jeglichen Übergriffen bietet. Heute gehen durchschnittlich fünf Meldungen pro Tag ein.

«Es braucht eine echte Sensibilisierung», erklärte Karin Rykart, Sicherheitsvorsteherin der Stadt, bei der Eröffnungsrede des Podiums. Denn der Grat zwischen Flirt und Belästigung sei

schmal, vor allem unter Alkoholeinfluss. Doch sich auf eine einheitliche Definition von Belästigung zu einigen, ist nicht immer einfach. Dies zeigte sich etwa an den Publikumsreaktionen am Podium, als Schauspieler*innen eine Bar-Szene aufführten. Während einige das Ansprechen einer Frau mit «Prinzessin» als harmlos empfanden, schüttelten andere vehement den Kopf.

Probleme proaktiv thematisieren

Alain Mehmman, Mitinhaber der Clubs Klaus und Heaven, erläuterte: «Nicht alle nehmen bestimmte Situationen gleich wahr. Zudem sind die Leute ab Mitternacht hemmungsloser und konsumieren auch mehr Alkohol.» Zentral sei daher die Türpolitik. «Im Heaven versuchen wir, so offen wie möglich zu sein. Im Klaus wird etwas expliziter und stärker selektioniert. Dies erlaubt es, eine etwas familiäre und rücksichtsvollere Atmosphäre zu schaffen.» Erzeugt werde diese, indem offensichtlich berauschten oder ausfälligen Gäst*innen der Eintritt verweigert werde.

Respekt und gegenseitiges Vertrauen soll dabei auch unter Club-Mitarbeiter*innen gelebt werden. So

findet auch sogenannte Codewörter, wie sie in England bereits durch eine gross angelegte Kampagne gegen sexuelle Belästigung eingeführt worden sind: Bar- und Clubbesucher*innen können sich dort etwa mit «Can I talk to Karen?» an das Personal wenden, um diskret nach Hilfe zu fragen. Ähnliches wäre auch in der Schweiz denkbar, wurde bisher aber nicht umgesetzt. Die Vertreter*innen aus der Club- und Gastroszene betonen, dass es sich um ein gesellschaftliches Problem handle. Ein Club sei schliesslich ein sozialer Raum, der nicht nur isoliert betrachtet werden dürfe. Der erste Schritt sei daher das Schaffen von «Awareness». Das Thema soll an die Öffentlichkeit gebracht werden, unter anderem mit Podiumsdiskussionen wie dieser.

Codewörter, um nach Hilfe zu fragen

Mit Massnahmen innerhalb des Nachtlebens ist es allerdings nicht getan. Valderrama führt aus: «Es muss ein gedanklicher Shift passieren.» Plakate und Pro-Forma-Kurse würden nicht ausreichen. Das «Nicht-Wegschauen» liege in der Verantwortung aller. So sollen betroffene Clubbesucher*innen wie auch Zeug*innen problematischer Ereignisse den Dialog mit Security oder anderen Verantwortlichen suchen. Erwähnung

finden auch sogenannte Codewörter, wie sie in England bereits durch eine gross angelegte Kampagne gegen sexuelle Belästigung eingeführt worden sind: Bar- und Clubbesucher*innen können sich dort etwa mit «Can I talk to Karen?» an das Personal wenden, um diskret nach Hilfe zu fragen. Ähnliches wäre auch in der Schweiz denkbar, wurde bisher aber nicht umgesetzt. Die Vertreter*innen aus der Club- und Gastroszene betonen, dass es sich um ein gesellschaftliches Problem handle. Ein Club sei schliesslich ein sozialer Raum, der nicht nur isoliert betrachtet werden dürfe. Der erste Schritt sei daher das Schaffen von «Awareness». Das Thema soll an die Öffentlichkeit gebracht werden, unter anderem mit Podiumsdiskussionen wie dieser.

Das zahlreiche Erscheinen von Interessent*innen bestätigt die Notwendigkeit der Debatte. Dennoch fehlte es der Diskussion am Ende des Abends an einer konkreten Bilanz. Der Wille schien vorhanden, doch klare Massnahmen blieben spärlich. Es bleibt daher zu hoffen, dass noch konkrete Strategien folgen werden, die das Schweizer Nachtleben in Zukunft sicherer machen. ◇





BEWIRB DICH FÜR DIE VSUZH KOMMUNIKATION

vsuzh.ch/bewerbung



Verband der Studierenden
der Universität Zürich **VSUZH**

Willst du in einer Stadt studieren, die Verant- wortung für unsere Zukunft übernimmt?

Netto Null bis 2030, Regierungsbeteiligung für unsere Generation, deutlich mehr bezahlbarer Wohnraum, Verkehrswende – Velo first, gegen Rassismus & Queerphobie, Grundeinkommen für alle, Klima-Bürger:innenrat, Stimm- und Wahlrecht für alle Menschen, weniger Kommerz – mehr Freiraum, Arbeitszeitreduktion

Zukunft ist wählbar.

Am 13. Februar 2022.



**Unterstütze die
Kampagne von
Dominik Waser
für den Zürcher
Stadtrat.**



Das Comeback eines Trendgetränks

Der Bubble-Tea-Hype ist zurück – auch an der Uni. Aber wieso genau jetzt und was hat sich verändert?

Arne Holicki (Text und Collage)

Warum ist der Bubble Tea plötzlich zurück? Dafür muss man die Geschichte des bunten Tees verstehen. Nach der Erfindung in Taiwan avancierte der Bubble Tea über die Jahrzehnte zum Nationalgetränk der Insel. Statt auf einen Kaffee, trifft man sich auf einen Boba, wie der Tee alternativ auch genannt wird. Von Taiwan aus verbreitete er sich im gesamten asiatischen Raum und über Kalifornien in die USA. Im deutschsprachigen Raum kam es 2012 zum ersten Hype: Die Innenstädte wurden von Bubble-Tea-Läden überflutet. Doch der chemische, farbmittelbesetzte, zuckerreiche Sirup in Plastikbechern hatte wenig gemein mit dem Original aus Taiwan.

Ein nachträglich widerlegter Forschungsbericht, der besagte, das Getränk sei krebserregend, hinterliess einen so hohen Imageschaden, dass die meisten Läden wieder schliessen mussten. Der Traum der Bubbles war geplatzt.

Taiwan will Symbol auf dem Pass

Doch im Rest der Welt wuchs die Popularität stetig. Das Land Taiwan steht heutzutage schon fast als Synonym für Boba, sodass das taiwanesisches Aussenministerium sogar darüber nachdenkt, das Design ihrer Reisepässe zu erneuern: durch ein Bubble-Tea-Symbol auf der Frontseite. Seit dem Aufstieg von TikTok schwappte der Trend wieder nach Westeuropa rüber.

So war die Nachfrage Anfang 2021 auf einem Höchststand. Viele Läden öffneten in Zürich, um der zweiten Welle des Hypes nachzukommen. Seit März 2020 gibt es ein entsprechendes Emoji. Wenn man einen der Bubble-Tea-Läden besucht, be-

merkt man direkt Unterschiede zur ersten Welle: Es wird nun mehr auf Qualität als auf Quantität gesetzt. In den meisten Lokalen findet man authentische Tapiokaperlen. Auch kann kein Laden mehr der Umweltthematik entgehen, die heutzutage in der Gastronomie und unserer Gesellschaft so dringlich ist wie noch nie. So nennt Tung, der Besitzer vom pao pao,



arne Bubble Tea 🍷🍷

Bubble Tea macht sich gut auf Instagram.

einem Bubble Tea-Laden in der Badenerstrasse/Ecke Kalkbreite, im Interview den Einsatz von PLA-Bechern: auf Basis von Maisstärke hergestellte durchsichtige Becher aus Biokunststoff, die nachhaltig und kompostierbar sind.

Beliebtes Motiv in den sozialen Medien

Die Durchsichtigkeit des Trinkbeckers ist ein wichtiger Faktor beim Bubble Tea;

kein Getränk sonst erreicht eine so hohe Instagrammability. Mittlerweile gibt es sogar Teesorten mit unterschiedlichen Farbschichten. Das Auge trinkt eben mit.

Der Kassenschlager bei pao pao heisst dieses Jahr Purple Moon Litchi: Unten weiss, oben blau – inklusive Aloe Vera, Litschi-Gelee und Basilikumsamen. Im Sommer waren die fruchtigen Sorten im Trend, meint Tung; mit Beginn des Herbstes steigen die meisten auf die Milky-Boba-Sorten um.

Bubble Tea gibt's auch an der Uni

Während des Interviews herrscht Regelbetrieb. Beobachtet man die Einkaufenden, ist die Frage gar nicht, ob, sondern wann sie ihr Smartphone für ein Bild zücken.

Tung hat sein Geschäft im vergangenen Mai dieses Jahr eröffnet. Er erinnert sich, wie er 2012 für guten Bubble Tea extra Tagestrips nach Berlin, der «Hauptstadt des Bubble Teas in Europa», unternommen hat. Das Geschäft läuft nun so gut, dass im Dezember ein zweiter Store am Bahnhof Oerlikon eröffnet wird. Ob das nicht wieder ein kurzer Hype sein wird, eine Wiederholung von 2012? Tung glaubt es nicht. Die Anbieter hätten aus ihren Fehlern gelernt und setzten heute vermehrt auf direkt importierte, qualitativ hochwertige Zutaten aus Taiwan. Und wer weiss, vielleicht werden in Zukunft auch herkömmliche Cafés und Restaurants ein paar Bubble-Tea-Sorten anbieten. Das Café Complet hat es vorgemacht: Seit Ende Oktober werden auch im Hauptgebäude der Uni Zürich verschiedenste Variationen des bunten Tees verkauft, zum Beispiel im Lichthof. ◇

Voicememos — Ich berichte immer noch aus Wien und habe diesen Monat sehr Tolles aus meiner kleinen «Zwangswelt» zu erzählen: Ich höre mir gerne meine eigenen Sprachnachrichten noch einmal an, nachdem ich sie abgeschickt habe. Ich kann nicht genau sagen, wieso.

Da ich hier in Österreich ein Neuropsychologie-Praktikum absolviere, kann ich aber mit Gewissheit eine Amnesie oder angehende Demenz als Grund ausschliessen. Denn ich habe im Rahmen des Praktikums viele solcher Tests, um sie zu verstehen, auch an mir selbst durchgeführt. Des Weiteren ist meine Stimme sehr gellend und schrill. Mir wurde von einem Freund einst sogar angeraten, in die Stimmbehandlung zu gehen, da er der Meinung war, dass ich den Übergang vom Stimmbruch zur ausgebildeten erwachsenen Stimme nie geschafft habe. Ich kann meine eigene Stimme ehrlich gesagt selber nicht wirklich leiden, das kann also auch nicht der Grund für das Nachhören sein.

Was ich aber ganz sicher weiss: Ich bin nicht allein mit dieser Angewohnheit. In meinem Freund*innen- und Bekanntenkreis ist sie sogar relativ verbreitet. Auch die Eigenart, dass ich mir meine Sprachnachrichten lieber laut als per Kopfhörer anhöre, teile ich mit einigen Freund*innen. Und jetzt kommt das anfangs als «toll» Angekündigte: Hier in Wien kennt mich niemand. Das bedeutet, dass ich in Supermärkten oder auf offener Strasse meine eigenen Sprachnachrichten hemmungslos und laut nachhören und dabei so tun kann, als würde ich gespannt der Nachricht einer Freundin lauschen.



Klassiker neu aufgelegt

Theater — «Gretel und Hänsel» ist eine Neuinszenierung des Märchenklassikers der Gebrüder Grimm, die sich grundsätzlich am Original orientiert: Weil sie zu wenig Geld haben, um die ganze Familie zu ernähren, entscheiden sich Stiefmutter und Vater, ihre beiden Kinder im Wald auszusetzen. Während die Kinder im Original auf eine böse Hexe im Lebkuchenhaus treffen, begegnen sie bei «Gretel und Hänsel» einer reichen Galeristin. Diese lässt Menschen für wenig Geld für sich arbeiten und möchte den Wald abholzen, um ein Museum zu bauen.

Annina Machaz und Nils Amadeus, verantwortlich für Text und Regie, sprechen von einem «zauberhaften Lehrstück des Antikapitalismus für alle Menschen ab 5 Jahren». Die Botschaften, die Annina und Nils den Zuschauer*innen mitgeben wollen, sind daher einerseits, so Nils, «ganz klar die Kritik am Kapitalismus». So sei es das Ziel aufzuzeigen, dass man nicht auf Kosten anderer leben darf. Zum anderen behandelt das Stück auch die Themen Umweltverschmutzung und Abholzung, die laut Nils direkt mit dem Kapitalismus zusammenhängen. Viel Aufwand steckten Annina und Nils darin, das Stück möglichst auf die jungen Zuschauer*innen auszuliegen. Die Sprache und Ästhetik seien einfach gehalten. Denn «Gretel und Hänsel» ist zwar für alle ab 5 Jahren gedacht, doch «an Nummer eins stehen die Kinder», so Nils. Ihnen sollen verschiedene moralische Grundsätze nahegelegt werden. Ein durchaus lobenswertes Unterfangen, doch bleibt offen, ob die vermittelte Märchenwelt der Komplexität der Realität gerecht werden kann.

Das Stück soll letztlich auch für Studierende geeignet sein. Denn diese seien in einem interessanten Alter zwischen Kindheit und Arbeitswelt. Weiter könne es ihnen «gut tun, dass man komplexe Dinge auch mal entschlüsseln und banal darstellen kann», so Nils. Unterhalten wird das Stück vermutlich alle. So erwartet die Zuschauer*innen neben einem Baum, der über Abholzung spricht, und einer Moralpredigt einer Maus eine Hip-Hop Version von «Knusper, knusper, knäuschen». Alle, die das sehen möchten, können das Stück ab dem 11. Dezember im Theater Neumarkt besuchen.

[dbo]

«Gretel und Hänsel» ist noch bis am 8. Januar 2021 im Theater Neumarkt zu sehen.

Selbstreflexion aus dem Alltag
unserer Kolumnistin Laura Chresta





Komponistinnen ins Scheinwerferlicht rücken

Klassische Werke — Der Ausschluss von Frauen aus der Geschichte der klassischen Musik geschieht auf mehreren Stufen. Nicht nur wurde ihnen in der jeweiligen Epoche das Komponieren für eine breitere Öffentlichkeit erschwert; auch auf der Ebene der Geschichtsschreibung werden die Leistungen von Frauen ignoriert, an den Rand gedrängt und häufig dem Vergessen überantwortet. Wenn man sich an den gängigen, weitestgehend männerdominierten Kanon der klassischen Musik hält, wird man vielleicht bald herausfinden, dass beispielsweise Hildegard von Bingen und Clara Schumann Werke komponiert haben, aber man wird vielleicht auch schnell zur Annahme gelangen, dass es sich dabei um einige wenige ganz einsame Ausnahmen handle. Dieser Eindruck wird auch durch die aktuelle Aufführungspraxis verstärkt, die sich häufig vor allem an die publikumswirksamen «grossen Männer» der klassischen Musik wie Bach, Mozart und Beethoven hält.

Bei der Vermutung, Frauen hätten in der Geschichte der klassischen Musik ohnehin kaum eine Rolle gespielt, handelt es sich aber um einen groben Irrtum. Dies demonstriert ein neues Projekt mit dem Titel «Musikmeisterinnen», das vom Fachverein Musikwissenschaft der Universität Zürich und dem feministischen Kollektiv F96 lanciert wurde: Ein historisch orientiertes Poster im A1-Format soll den Blick für Komponistinnen von der Antike bis zur Moderne öffnen und so den fast ausschliesslich männlich bestimmten Kanon korrigieren. Unterstützt werden der Fachverein und F96 dabei durch Beiträge aus einer Crowdfunding-Kampagne und durch den VSUZH – nach dem Lancierungsanlass am 26. November kann das Poster dann direkt beim Fachverein Musikwissenschaft erworben werden.

Unter demselben Zeichen stehen auch die diesjährigen Winterkonzerte des Universitätsorchesters Polyphonia Zürich: Unter dem

Titel «Grosse Meisterinnen» werden am Freitag, den 17. Dezember und am Mittwoch, den 22. Dezember, ausschliesslich Werke von Komponistinnen des 19. Jahrhunderts in der Aula der Universität Zürich gespielt. Zu hören gibt es dort die Overture für Orchester in C-Dur von Fanny Hensel (1805–1847), das Andante für Klarinette und Orchester in D-Dur von Alice Mary Smith (1839–1884) und die Sinfonie in f-Moll von Emilie Mayer (1812–1883) – allesamt Werke, die erst langsam wieder an Sichtbarkeit und Prominenz gewinnen und die ausserhalb eines spezialisierten Publikums nur wenigen Hörer*innen wirklich geläufig sein dürften.

Man darf hoffen, dass sich das bald ändert. Obwohl es sich durchwegs um Werke ungefähr aus der Mitte des 19. Jahrhunderts handelt, erweist sich die Kombination als ausgesprochen vielseitig: Mayers Sinfonie ist geprägt von virtuos eingesetzten, romantisch-spektakulären Stimmungsumbrüchen, satter Vielschichtigkeit und Nuancenfreude; Alice Mary Smiths Andante hingegen ist ein mustergültiges Beispiel klassischer Balance und ausgeglichener Eleganz; Hensels Overture wiederum ist ein kräftiges, in sich konzentriertes Stück, das dennoch totale Mühelosigkeit suggeriert.

Solche Projekte sind Schritte in Richtung der Korrektur eines historiografischen Missstandes, gleichzeitig aber auch Einladungen, bislang viel zu wenig berücksichtigte Kunstwerke kennenzulernen und zu geniessen. In die Freude des Wiederentdeckens mögen sich dabei aber auch Wehmut oder Zorn darüber mischen, dass so viele Künstlerinnen dieses Kalibers aus der Vergessenheit erst wieder zurückgeholt werden müssen.

[man]

Das Poster kann auf der Webseite des FV Musikwissenschaft für 10 Franken bestellt werden.



Anekdoten auf Züridütsch

Podcast — Die Podcast-Szene im Schweizer Dialekt ist nicht sehr vielen bekannt. Fragt man eine Person auf der Strasse, so könnte sie wohl höchstens Podcasts von grossen Medienhäusern, wie etwa NZZ Akzent, nennen. «Gurk vo dä Wuchä» ist einer der wenigen Schweizer Podcasts, der seit 2018 unabhängig produziert wird. Darin erzählt die Autorin und Sprecherin, die sich selbst «Gurkä» nennt, von ihren Beobachtungen im Alltag. Diese spinnt sie dann im Stil von Kurzgeschichten weiter. Jede der wöchentlichen Folgen behandelt dabei ein spezifisches Thema. Mal geht es um die Deutung von Träumen (Folge «Träum»), mal darum, wie man Geruch messen kann («Olf») oder dass man eine Frau doch einfach nicht mehr fragen solle, ob sie schwanger sei («Uschaffig unverschämt»). Zu den Tagebuch-ähnlichen Erzählungen gesellt sich von Zeit zu Zeit ein modernes Märchen, etwa über den Leuchtkafer, den die moderne Technik stört («Dä Bobby d Lüchtä»).

«Gurkä» erzählt, wie der Titel des Podcasts vermuten lässt, auf Schweizerdeutsch, genauer auf Züridütsch. Sie benutzt typische Dialektismen wie «gäbig» («Hirnschrumpfis») oder «Tannli» («Schtrassenäme»). Durch diesen schweizerdeutschen Charme sowie die angenehme Erzählstimme von «Gurkä» taucht man ein bisschen in eine andere Welt ein. Deshalb lassen sich beim Zuhören «Gurkäs» Gedankengänge gut weiterführen und man kann sich eine eigene Meinung zu den angesprochenen Themen bilden. Schliesslich ist es genau das, was der Podcast macht: durch witzige und unterhaltsame Anekdoten zum Denken anregen.

Der Podcast bedient sich der Genre Comedy und Cabaret, wird aber manchmal auch fast ein bisschen philosophisch. Warum ist unsere Welt so, wie sie ist? Warum funktionieren Dinge in einer gewissen Weise und nicht anders? Warum sind manche Menschen so anstrengend? «Gurkä» versucht, diesen Fragen gemeinsam mit den Zuhörer*innen auf den Grund zu gehen. Dank der Länge von zehn bis zwanzig Minuten eignet sich eine Episode gut für eine kurze Pause. So bietet der Podcast sowohl Denkanstösse als auch Gelegenheit zum Abschalten. Drülose lohnt sich!

[ray]

«Gurk vo dä Wuchä» ist auf gurk.ch und Apple Podcasts zu hören.

Fleisch ohne Schlachthof

Planted hat eine Fleischalternative auf Erbsen-basis entwickelt. Von der Fabrik in Kempththal aus will das ETH-Spin-off die Lebensmittelindustrie verändern.

Stephanie Caminada (Text und Bild)

Durchs Kempththal wehte einst der Duft von Bouillon. Als Julius Maggi 1869 den Mühlebetrieb seines Vaters übernahm, sollte ihn dieser zum Pionier der Lebensmittelproduktion machen. Maggi erfand Brühwürfel und Fertigsuppen auf Basis von gemahlener Hülsenfrüchten, die nährstoffreich waren und eine rasche Zubereitung ermöglichten. Über 150 Jahre später will am selben Ort das ETH-Spin-off Planted die Lebensmittelproduktion erneut «revolutionieren» – und zwar auch mit einer Hülsenfrucht, der Erbse.

Produktion im Glashaus

In Kempththal angekommen, ist da erst mal nur ein Bahnsteig. Doch tritt man aus der Unterführung, zieht ein gelber Schriftzug den Blick auf sich: «The Valley» – und eine Fabrikstadt wird sichtbar. Auf den 100'000 Quadratmetern Fläche zwischen Zürich und Winterthur, dem ehemaligen Areal der Maggi-Fabrik, haben sich bereits 111 Firmen angesiedelt. Mit Platz für mehr.

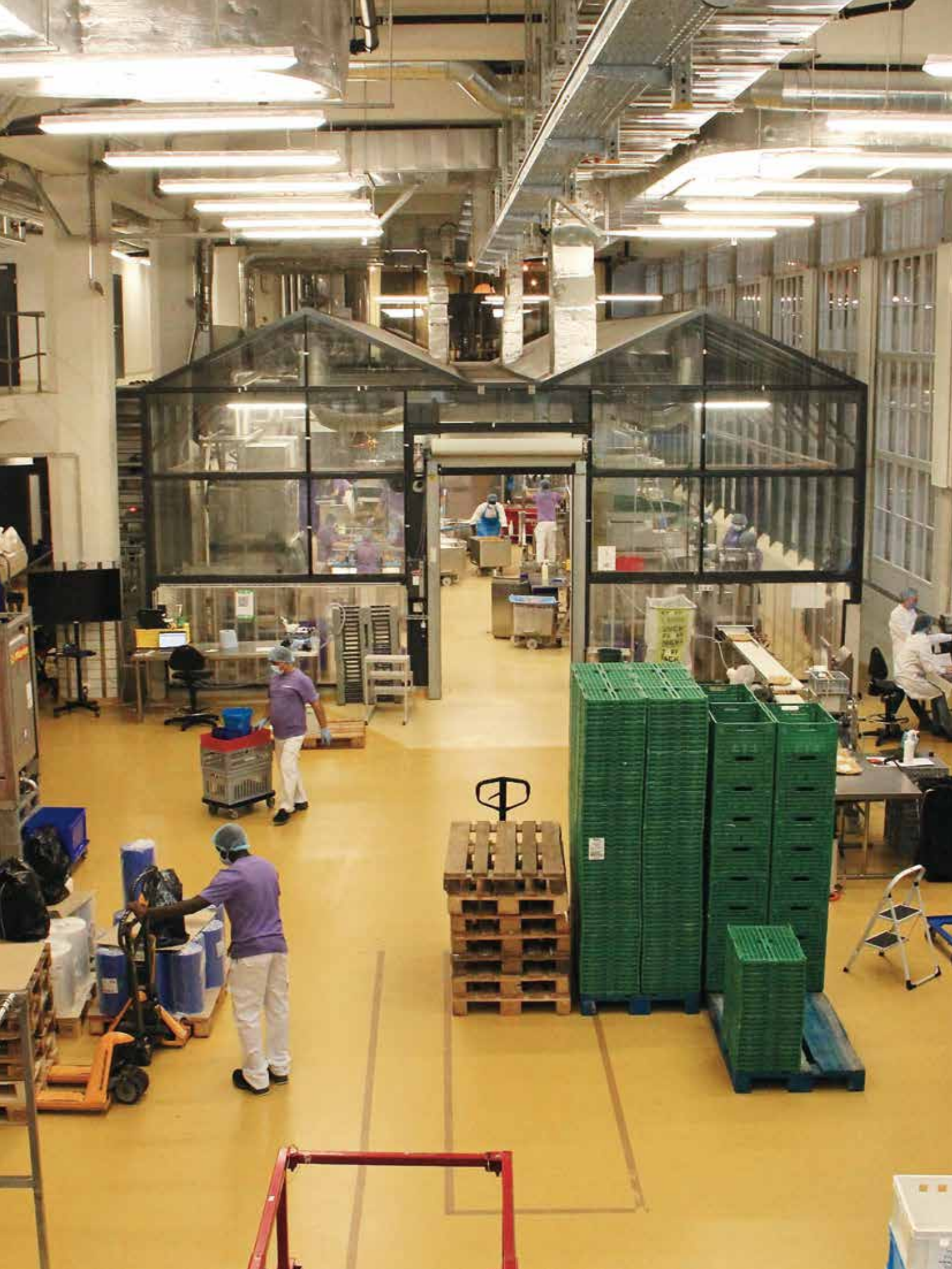
In eines der Fabrikgebäude ist letztes Jahr Planted gezogen. Ähnlich wie Maggi, wenn auch aus anderen Überlegungen, will das Start-up «die Ernährung grundlegend umdenken», und zwar unter dem Motto: «Skip the animal», wie Sidonia Egli, Brand-Managerin bei Planted, erklärt. Also weg von tierischen hin zu pflanzlichen Proteinen, zum Schutz der Umwelt. Dazu haben die vier Gründer Pascal Bieri, Lukas Böni, Eric Stirnemann und Christoph Jenny einen Prozess entwickelt, der Erbsen in Poulet umwandelt. Aus nur vier Zutaten, Gelberbsen, Wasser, Rapsöl und Vitamin B12, entsteht Planted Chicken, so der Name ihres ersten Produkts, ein Imitat, das in Aussehen, Textur und Geschmack fast wie das Original daher kommt. Als Planted 2019 gegründet wurde,

produzierte das Team sein Produkt noch in einer Pilotanlage im Lebensmittelinstitut der ETH. Seit letztem Jahr hat das Spin-off in Kempththal eine eigene Fabrikstätte. Ins Backsteingebäude wurde ein Glashaus eingebaut, aus Hygienegründen, aber auch um die Transparenz der Produktion hervorzuheben. Anders als bei der Fleischproduktion nämlich soll jeder und jedem «ein Blick hinter die Kulissen» ermöglicht werden, so Egli. Nah an die Maschinen heran kommt man zwar nicht, aus der Vogelperspektive lässt sich der Prozess aber ungefähr verfolgen.

Über dünne Rohre wird Erbsenprotein in Pulverform in den sogenannten Extruder gepumpt, durch den eine Art Teig entsteht, ähnlich wie bei Pasta. Bei dieser Verfahrenstechnik wird die Masse unter Druck und Hitze durch eine Düse gepresst. So entsteht die typisch faserige Struktur. Die Masse wird geschneuzelt und von Mitarbeiter*innen in violetter Arbeitskleidung handverlesen, um allfällige Abweichungen der Stückgrösse auszubessern. Schliesslich werden diese veganen Fleischstücke abgepackt, für den Einzelverkauf oder für die Gastronomie, fürs Inland oder den Export.

Bis zu acht Tonnen Masse pro Tag

Die bisher sieben Produkte, darunter etwa Planted Pulled, eine Art pflanzliches Schweinefleisch, oder Planted Kebab, werden ausschliesslich in der Fabrik in Kempththal produziert – das sind bis zu acht Tonnen Masse pro Tag. Abnehmer*innen finden sie in der Schweiz und ihren Nachbarländern sowie England. In der näheren Zukunft soll ein zweiter Produktionsstandort eröffnet werden. Im Vergleich zur Fleischproduktion sei Planted viel effizienter, denn von den Zutaten zum fertigen Produkt dauere es, etwa





Bisher das beliebteste Produkt: frisch produzierte Planted-Chicken-Stücke aus der Fabrik in Kempthal. Bild: zVg.

beim Planted Chicken, nur 25 Minuten, sagt Egli. Im Jahr 2020 wurden in der Schweiz durchschnittlich 50,91 kg Fleisch pro Kopf verbraucht, so steht es im Agrarbericht des Bundes. Gemäss Myclimate würden sich die CO₂-Emissionen für Ernährung aber bereits um 17 Prozent verringern, wenn die Schweizer Bevölkerung nur jeden zweiten Tag Fleisch essen würde. Planted hat den eigenen Verbrauch von Eaternity berechnen lassen, einem Schweizer Unternehmen, das den Umwelt-Fussabdruck der Lebensmittelindustrie analysiert. Das Ergebnis zeigt, dass die Produktion von Planted Chicken im Vergleich zu Schweizer Poulet 74 Prozent weniger CO₂ produziert und 46 Prozent weniger Wasser verbraucht. «Wir arbeiten deutlich ressourceneffizienter und nachhaltiger», sagt Egli. Planted verwende zudem nur natürliche Zutaten, keine Zusatzstoffe oder künstliche Aromen, und das Planted Chicken enthalte einen vergleichbaren Proteinanteil zu herkömmlichem Poulet.

Aber wieso soll Vegetarisches oder Veganes wie Fleisch aussehen? «Fleisch ist in gewisser Weise Teil unserer Kultur, Teil

unserer Traditionen», sagt Egli. Mit Planted könne man das Fleisch in den Rezepten, die man bereits kennt, ersetzen und sie damit wie gewohnt kochen. «Man muss also keine Kompromisse eingehen», sagt Egli. Die Anwendung soll damit vereinfacht, eine Hürde beim Umdenken vermindert werden. So zielt Planted insbesondere auf Flexitarier, die nicht strikt vegetarisch oder vegan sind, sondern ihren Fleischkonsum minimieren wollen, indem sie ab und zu das Fleisch im Gericht durch eine pflanzliche Alternative ersetzen, sagt Egli.

Fast 40 Millionen Franken hat Planted bereits von Investoren erhalten, über 100 Gastrobetriebe, darunter das Hiltl, sind Kund*innen und seit vier Wochen ist das neueste Produkt, das Planted Schnitzel, erhältlich. Eine Forschungsabteilung von etwa 30 Leuten arbeitet kontinuierlich an neuen Technologien, um in Zukunft weitere Produkte zu lancieren. Ob Planted wie Maggi zur Weltmarke wird, wird sich zeigen. Doch hinsichtlich der Dringlichkeit der Klimakrise wird das Spin-off vermutlich zunehmend an Relevanz gewinnen. ◇

HOW TO FEMINISM

EPISODE 2
WITH GINA



SANTA CLAUS IN SAUS UND BRAUS.

 SHOPPI TIVOLI

MEINE WELT, WIE SIE MIR GEFÄLLT.

**150 SHOPS &
RESTAURANTS**

Montag bis Samstag,
immer von 9 bis 20 Uhr

shoppitivoli.ch